

Von der Schulzeit bis zur Promotion

1. GESELLSCHAFTLICHER HINTERGRUND

Nach dem 1. Weltkrieg

Die Novemberrevolution des Jahres 1918 führte zur ersten demokratischen Regierungsform in Deutschland, die Besitzverhältnisse blieben jedoch unverändert. Der Sozialdemokrat Friedrich Ebert führte den Vorsitz in der Regierung der Volksbeauftragten; Gustav Noske wurde das wichtige Feld der Militärpolitik übertragen. Die bürgerkriegsähnlichen Kämpfe des Jahres 1919 in einigen großen Städten des Deutschen Reiches forderten mehrere Tausend Menschenleben. Der Kapp-Lüttwitz-Putsch im März 1920 sollte die Republik beseitigen; er wurde durch einen Generalstreik beendet. Die kurze Zeit der Weimarer Republik wurde geprägt durch die Inflation, durch die relative Stabilisierung des Kapitalismus bis Ende der 20er Jahre, aber auch durch Reformen im sozialen, bildungspolitischen, kulturellen Bereich. Von rechten Kräften wurde der in Teilen als ungerecht und hart empfundene Versailler Vertrag zum Schüren nationalistischer und revanchistischer Stimmungen benutzt. Einige wichtige Ereignisse: 1922 schloss Außenminister Rathenau mit der Sowjetunion den „Vertrag von Rapallo“ ab, der die außenpolitische Isolierung Deutschlands beendete und die Gesundung der deutschen Wirtschaft einleitete; Rathenau wurde ermordet. Im Januar 1923 besetzten französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet. Im November 1923 bereitete Hitler – mit Ludendorff im Rücken – seinen „Marsch nach Berlin“ vor; er verkündete am 9. November in seiner „Proklamation an das deutsche Volk“: „Die Regierung der Novemberverbrecher in Berlin ist heute für abgesetzt erklärt worden. Eine provisorische deutsche Nationalregierung ist gebildet worden, [...]“ Nach Hitlers gescheitertem Putsch hätte die aufziehende braune Gefahr noch gebannt werden können, wenn der politische Wille dazu vorhanden gewesen wäre. Doch – wie nach dem Kapp-Putsch – bekamen auch diesmal die Hochverräter nicht die gebührende Strafe; Hitler wurde lediglich einige Monate inhaftiert. Der 1924 vom Deutschen Reichstag angenommene Dawes-Plan

regelte für die nächsten Jahre die jährlichen Reparationszahlungen, bis er 1930 durch den Young-Plan abgelöst wurde; durch die Deutschland gewährten Dollaranleihen wurden die Konzentration der deutschen Industrie und ihre Verflechtung mit dem Monopolkapital der USA vorangetrieben. Der 1925 abgeschlossene Locarno-pakt garantierte die Westgrenze Deutschlands, beinhaltete aber keine Abmachung über die deutsche Grenze zu Polen und zur Tschechoslowakei. 1926 wurde Deutschland in den Völkerbund aufgenommen, der 1919 als internationale Vereinigung zur Sicherung des Weltfriedens begründet worden war.¹⁶

In den ersten Nachkriegsjahren waren die deutschen Wissenschaftler isoliert, internationale Kongresse und bestimmte Forschungsprojekte blieben ihnen weitgehend verschlossen. Bei allen Unterschieden in ihrer politischen Ausrichtung, stimmten doch die einflussreichen Kräfte in Wirtschaft und Gesellschaft darin überein, dass in dieser Situation die Wissenschaft besonders gefördert werden müsse. Durch Kultur und Wissenschaft sollte Deutschland wieder an die internationale Gemeinschaft herangeführt werden und zu neuer, hoher Blüte gelangen. Mit diesem Hintergrund wurde 1920 die „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“ gegründet, und Förderergesellschaften entstanden an den deutschen Universitäten und Hochschulen. Ein systematischer personeller Austausch im in der Regel königstreuen und deutschnational gesinnten Professorenkollegium der Hochschulen fand in der Weimarer Republik nicht statt, eine Erneuerung erfolgte lediglich durch die Pensionierung der über 65-Jährigen und die Neubesetzung der so freigewordenen Stellen. Inwieweit die innere Ablehnung der Republik durch viele Professoren auf deren Studenten wirkte und ob auch hier eine Ursache für die überzeugt nationalsozialistische Haltung großer Teile der Studentenschaft gleich zu Beginn der NS-Herrschaft und schon in deren Vorfeld liegt, mag dahin gestellt bleiben. Insgesamt blieb die zu nachsichtige Haltung gegenüber offenen oder verkappten Feinden oder Verächtern der Republik nicht ohne tragische Folgen für die deutsche Bevölkerung. Bereits 1919 (!) wurden übrigens in nicht wenige Statuten von an den Hochschulen tätigen Vereinen und Korporationen antijüdische Passagen aufgenommen.

Trotz einiger den Zugang zur Hochschule fördernder finanzieller und sozialer Erleichterungen und dem Ausgreifen des „Werkstudententums“, gab es kaum Veränderungen in der Zusammensetzung und der sozialen Herkunft der Studentenschaft; Arbeiterkinder unter den Studenten blieben die Ausnahme.¹⁷ Hinter den Bestrebungen zu einer reichsweiten Reform des Hochschulunterrichts, die bereits mit dem WS 1920/21 griff, stand der Druck der Studierenden und der Praxis. Zu den Kernpunkten der Reform gehörten:

- Klare zeitliche Abgrenzung des Grundstudiums von den weiterführenden Fachstudien aufgrund reichseinheitlicher Regelungen, so dass der Hochschulwechsel erleichtert wurde.
- Einschränkung der Pflichtstunden.

- Anerkennung der Wahlfreiheit vom 3. Studienjahr an.¹⁸

Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrkräfte an den Technischen Hochschulen bekamen in der ersten Hälfte der 20er Jahre reichsweit „eigene“ Aufgaben übertragen, die über ihre Leistungen in der Grundausbildung der Ingenieure weit hinausgingen. Dazu gehörte die Ausbildung von technischen Physikern und angewandten Mathematikern, aber auch die gleichberechtigte und volle Einbeziehung aller Technischen Hochschulen in die Ausbildung höherer Lehrer der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung, die an der Dresdner TH und deren Vorgängereinrichtungen allerdings bereits auf eine Tradition von Jahrzehnten zurückblicken konnte. Auch die Zahl der weiblichen Studierenden stieg nach 1920 rasch.¹⁹

Die verhängnisvolle politische Wende des Jahres 1933

Hitler und seine Regierung machten sehr schnell „Nägel mit Köpfen“, wie ein Überblick über wichtige Gesetze und Ereignisse der Jahre 1933 bis 1939 zeigt:

30.01.33	Erste Sitzung des Kabinetts Hitler (hinfort in jedem Jahr feierlich begangen)
01.02.33	Auflösung des Reichstages
05.03.33	Neuwahlen
23.03.33	Ermächtigungsgesetz (übertrug die Legislative der Regierung)
31.03.33	Erstes Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich; die Landesparlamente (außer in Preußen) wurden aufgelöst und entsprechend dem Reichstagswahlergebnis neu zusammengesetzt; KPD-Mandate blieben dabei unberücksichtigt.
07.04.33	Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums; §3 „Arierparagraph“; §6 „Überflüssigkeitsparagraph“
07.04.33	Reichsstatthaltergesetz; Länder wurden Provinzen des Reiches
14.04.33	erste Hochschullehrer wurden beurlaubt
25.04.33	„Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“, Verringerung der Abiturienten- und Studentenzahlen
05.05.33	von Hindenburg ernannte die ersten Reichsstatthalter, sie bildeten bis Mitte Mai neue Landesregierungen.
20.06.33	Deutsche Studentenschaft (DSt) als Gesamtvertretung aller Studierenden
29.06.33	Exmatrikulationserlass für Kommunisten

In der Zeit zwischen 27.6. und 6.7.1933 lösten sich alle bisher neben der NSDAP noch verbliebenen Parteien im Deutschen Reich auf. (Die Gründung neuer Parteien

war nach dem „Gesetz gegen die Neubildung von Parteien“ vom 14.7.1933 untersagt.)

- 06.07.33 Hitler verkündete vor den Reichsstatthaltern: Abschluss der „Revolution“, Halt vor der Wirtschaft
- 09.08.33 Exmatrikulationserlass für Sozialisten und Antinationale
- 30.08.33 Gesetz zur Änderung von Vorschriften auf dem Gebiet der allgemeinen Beamtenbesoldung
- 14.10.33 Auflösung aller Landtage durch Reichspräsident von Hindenburg
- 11.11.33 Wissenschaftler riefen zur Wahl Hitlers auf
- 01.12.33 Gesetz zur „Sicherung der Einheit von Partei und Staat“
- 08.12.33 Gründung der deutschen Erzieherfront: NS-Lehrerbund mit seinen Fachschaften
- 30.01.34 Gesetz über den „Neuaufbau des Reiches“ beseitigte die Länderparlamente; die Landesregierungen wurden der Reichsregierung unterstellt. Der am 31.3.1933 begonnene Prozess der staatlichen Gleichschaltung der Länder und ihrer Selbstverwaltungen wurde damit abgeschlossen.
- 07.02.34 „Verfassung der deutschen Studentenschaft“ in Berlin verkündet; sie verpflichtete zu SA- und Arbeitsdienst und zu politischer und militärischer Schulung.
- 01.05.34 Dr. Bernhard Rust wird Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM)
- 01.08.34 Gesetz zur Vereinigung des Amtes des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers
- 02.08.34 Tod des Reichspräsidenten von Hindenburg
- 20.08.34 Gesetz zur Vereidigung der Soldaten u. Beamten auf den Führer
- 14.11.34 NS-Studentenbund mit der alleinigen politischen und weltanschaulichen Erziehung der Studenten beauftragt
- 30.01.35 Zweites Reichsstatthaltergesetz: Kompetenz des Reichsstatthalters ging nun bis zur Übernahme der Regierung
- 14.02.35 Verordnung zu amtlichen Abstammungsnachweisen
- 15.04.35 An jeder Hochschule war eine Stamm-Mannschaft des NS-Studentenbundes zu bilden.
- 13.06.35 Verordnung des REM über Rechte und Pflichten des Leiters der Dozentschaft (auch „Sorge für ältere Hochschulangehörige“)
- 24.07.35 NS-Dozentenbund angeordnet
- 15.09.35 Antisemitische „Nürnberger Gesetze“
- 07.11.35 NS-Frontkämpferbund („Stahlhelm“) wegen seiner Konkurrenz zur SA aufgelöst
- 07.09.36 Erlass des REM zur Errichtung eines Reichsdozentenwerkes

26.01.37	Deutsches Beamtengesetz: verpflichtete zu „unbedingtem Gehorsam“; Reichsdienststrafordnung
22.02.37	Bindung neuimmatrikulierter Studenten an eine „Stammhochschule“ eingeführt
12.03.38	Deutschland annektierte Österreich.
16.03.39	Erlass über das Protektorat Böhmen und Mähren
01.09.39	Deutschland beginnt den 2. Weltkrieg.

Mit dem Jahre 1933 begann der Niedergang der deutschen Hochschulen. Bis 1938 sank die Zahl der Studierenden drastisch. Diese Entwicklung wurde durch festgeschriebene Abiturientenhöchstzahlen, Studentenhöchstziffern, Zulassungsbegrenzungen für die Hochschulen und Ausgrenzung politisch und rassisch missliebiger Studenten bewirkt. Die Lücken, die durch die politisch und rassisch motivierten Entlassungen von Hochschullehrern gerissen wurden, ließen sich nicht immer schließen, und überdies brachten parteipolitische Maßnahmen erhebliche Einschnitte im Studienablauf.²⁰

2. DIE SCHULZEIT VON LIESELOTT HERFORTH

„Sie war stets fleißig, gewissenhaft und bescheiden.“²¹

Die Erinnerungen an Altenburg, ihren Geburtsort, werden bei Lieselott Herforth sehr spärlich gewesen sein. Eydtkuhnen war die Heimat des Kindes geworden, und in Eydtkuhnen wurde Lieselott Herforth 1923 eingeschult. Da der Vater in Marienwerder an einer Bank die Stellung gefunden hatte, in der er auch seine wirtschaftsrechtlichen Kenntnisse einsetzen konnte, zog die Familie 1924 dorthin. In Marienwerder beendete Lieselott Herforth die Volksschule. Höhere Schulen besuchte sie hier, 1929/30 in Leipzig²² und danach in Berlin, – zunächst war sie vom 1. April 1930 bis zum 31. März 1933 Schülerin der Fontane-Schule in Berlin-Friedenau, einem Lyzeum, das sie mit der mittleren Reife verließ. Die Wahl war auf diese Schule wegen der Nähe zur ersten Berliner Wohnung der Familie gefallen. Da sie und ihre Eltern nun aber ein Studium ins Auge gefasst hatten, musste sie die Hochschulreife erwerben, dazu besuchte sie seit dem Schuljahr 1933/34 – die Schuljahre begannen damals „Ostern“, 1933 am 2. Mai – das Rückert-Oberlyzeum in Berlin-Schöneberg.²³ Lyzeen waren in der Regel reine Mädchenschulen; Lieselott Herforth hat in den letzten drei Schuljahren einige Kameradinnen gefunden, gute Freundschaft jedoch – die die Schulzeit weit überdauerte – schloss sie mit Charlotte („Lotte“) Jung²⁴.



Abb. II.1: In der Fontaneschule (hinten rechts L. Herforth)



Abb. II.2: Rückertschule: Mit Dr. Meinhardt auf Klassenfahrt nach Preboto, Sept. 1934 („alle dick bepackt“), L. Herforth ganz links

Die Rückert-Schule lag im Einzugsbereich des Bayerischen Viertels, in dem der Anteil jüdischer Bewohner aus der Mittelschicht – Kaufleute, Akademiker, Beamte – besonders hoch war. So kamen etwa 25% der Schülerinnen der Rückert-Schule aus jüdischen Familien, sehr viele davon evangelisch getauft. Die Konfession spielte an der Schule und im Miteinander der Schülerinnen zunächst keine Rolle. Das sollte sich in der NS-Zeit sehr rasch ändern. Zum 1. April 1933 wurde die erste Lehrkraft wegen ihrer jüdischen Abstammung beurlaubt, noch vor Lieselott Herforth's Schuleintritt, es war die Lyzealoberlehrerin Johanna Simon. Ab 1. Okt.

1933 wurde Schülerinnen jüdischer Abstammung kein Schulgelderlass mehr gewährt, und mit Ende des Schuljahres 1935/36 verließen fast alle der 120 „jüdischen“ Schülerinnen die Rückert-Schule, es blieben – zunächst – lediglich acht von ihnen. Am Ende des Schuljahres 1935/36 beendete Lieselott Herforth die Schulzeit mit dem im März 1936 abgelegten Abitur. Den Beginn des neuen Schuljahres mit stark verringerter Zahl von Schülerinnen hat sie nicht miterlebt, aber wird ihr der „Schulwechsel“ so vieler früherer Mitschülerinnen ganz verborgen geblieben sein? Bereits seit 1933 fanden an der Rückert-Schule regelmäßig Luftschutzproben und Luftschutzvorträge (letztere auch für die Eltern) statt, später kamen Fliegeralarmübungen hinzu. So wurden die Mädchen früh auf aktive Luftschutztätigkeit im Krieg vorbereitet.²⁵ Lieselott Herforths Klassenlehrer an der Rückertschule war Oberstudienrat Dr. G. Meinhardt. Er organisierte für die Ferien erlebnisreiche Reisen und Ausflüge für die jungen Mädchen, natürlich immer auch mit einer Lehrerin als Begleitung und Ansprechperson.



*Abb. II.3: Rückertschule:
Auf Klassenfahrt nach Prebolo,
Sept. 1934 („Tischdienst“),
L. Herforth rechts*



*Abb. II.4: Große Ferien in Buckow
1935: „das größte Vergnügen:
Baden gehen“*

Übrigens hielten sich unter Lieselotts Lehrkräften an der Rückert-Schule Männer und Frauen zahlenmäßig die Waage: Sie wurde von fünf Studienräten, vier Studienrätinnen und einer Oberschullehrerin unterrichtet.²⁶ Die Schulausflüge führten zum Baden nach Prebolo, zum Wandern in die Sächsische Schweiz und zum Schneeschuhlaufen ins Riesengebirge. Die Sommerferien 1935 verlebten Lieselott, Wolfgang und Mutter, gelegentlich besucht vom Vater, in der Märkischen Schweiz, in Buckow, hier war „das größte Vergnügen – Badengehen“, aber auch Wandern war angesagt. Dabei konnte Lieselott Kraft tanken für den Endspurt auf das Abitur, das sie ein halbes Jahr später ablegte. Aber natürlich blieb auch nach den Ferien in der Kniephofstraße 10/11 noch etwas Freizeit, zum Klavier- und Geigespielen, aber auch zum Hören von Tanzmusik und für „Versuche“ am Küchenherd. Ihre schulischen Leistungen waren „gemischt“. Längere Zeit hatte sie damit geliebäugelt, die Musik zum Beruf zu machen, wie es Bruder Wolfgang dann tat, doch ge-



Abb. II.5: Freizeit in der Kniephofstraße („Lilo, stell mal Tanzmusik an“)



Abb. II.6: „Abends noch ein kühles Bad – und dann rein ins Bett“



Abb. II.7: Kochversuche

gen Ende der Schulzeit neigten sich ihre Interessen immer mehr der Mathematik und Physik zu, mit einem unangefochtenen „sehr gut“ in Mathematik. In ihrem Abiturzeugnis vom 10. März 1936 heißt es: „Sie war stets fleißig, gewissenhaft und bescheiden.“²⁷ – Eigenschaften, die sie ihr Leben lang nicht verlor. Von Juli 1933 bis 13. Sept. 1937, ihrem 21. Geburtstag, gehörte sie ohne Rang dem „Bund Deutscher Mädchen“ (BDM) an, lediglich von Sept. bis Dez. 1934 war sie vertretungsweise mit der Führung einer Mädelschaft beauftragt.²⁸

3. STUDIUM

„Was wollen Sie mit der brotlosen Kunst?
Heiraten Sie lieber.“²⁹

Das Berufsziel

Walter Herforth hätte es gern gesehen, wenn seine Tochter Ärztin oder Lehrerin geworden wäre, die zwei „üblichen“ akademischen Berufe für Frauen zu der Zeit. Im Alter erinnerte sich Lieselott Herforth: „Kurz vor dem Abitur brachte mir eine Freundin, die meine Liebe zu den Naturwissenschaften kannte, eine Biographie der Marie Curie. [...] Ich erhielt zum ersten Mal Einblick, was Forschen bedeutet, auch was Begeisterung, Zielstrebigkeit und Ausdauer bewirken können. Mein Studienwunsch stand damit endgültig fest: Mathematik und Physik.“³⁰ Der Vater beriet seine Kinder, suchte aber niemals, seine eigenen Wünsche durchzusetzen, wenn es um Berufsfragen ging. Er stimmte dem Mathematikstudium der Tochter zu, unter der Bedingung, dass sie in der Regelstudienzeit von acht Semestern fertig werden müsse, eine verständliche Forderung: schließlich gingen die Kosten des Studiums vom Familienbudget ab. Sie hatte die Absicht, die erworbenen Kenntnisse später praktisch einzusetzen. Das Studium an einer Technischen Hochschule kam diesem Ziel entgegen. Sie ließ sich an der TH Berlin-Charlottenburg für das Fach „angewandte Mathematik“ immatrikulieren, eine seit Mitte der 1920er Jahre im deutschen technischen Hochschulwesen eingeführte Fachrichtung, die mit dem Grad „Dipl.-Ing.“ abschloss. Gemäß dem Studienplan hatte sie die Experimentalphysik vom 1. Semester an zu belegen. Um studieren zu dürfen, musste sie drei Monate Arbeitsdienst leisten; vom 1. April 1936 bis zum 30. Juni 1936 war sie „Arbeitsmaid“. Im WS 1936/37 nahm sie das Studium auf. Hat sie das Wesen der neuen politischen Ordnung verstanden? Wohl eher nicht! Zumindest war sie, wie üblich, im BDM und gehörte während des Studiums der „Deutschen Studentenschaft“ (DSt) und der „Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen“ (ANSt) an, die dem NSDStB angegliedert war, in der ANSt war sie an vier Semestern Pflichtschulung beteiligt. Einen Rang bekleidete sie auch hier nicht. Die Schulungen der ANSt beinhalteten erste Hilfe, Nachrichtenwesen, soziale Arbeit, Luftschutz (wie schon an der Rückert-Schule), dazu kamen gesellige Veranstaltungen zur Ausbildung des Gemeinschaftsgefühls.³¹ Sie hat sich aber auch in der NS-Zeit persönliche Anständigkeit bewahrt. Eine gute Bekannte aus der Studienzeit, Dipl.-Ing. Erika Barreau (verh. Bruckmooser), war „Halbjüdin“ – im Sinne der NS-Rassengesetze. Nach dem 2. Weltkrieg, nun in München lebend, bekundete sie, sich der Unterstützung durch ihren Vater Dr. med. Eugen Barreau, Chirurg im Berliner Franziskuskrankenhaus, sicher seiend, dass Lieselott Herforth, die von Anfang an

wusste, dass die verstorbene Mutter „Jüdin“ gewesen war, sich ihr gegenüber stets gleichmäßig freundschaftlich verhalten habe. Auch der während des Studiums zu Erika Barreau geschlossene Kontakt überdauerte Jahrzehnte.³²



Abb. II.8: 2. Semester, Fachschaftsschulung (L. Herforth rechts)



Abb. II.9: In der Pause, im Hintergrund das Phys. Institut der TH und das Studentenhaus (L. Herforth links)



Abb. II.10: Mit dem Vater in der Berliner S-Bahn, Juni 1937

Hans Geiger, der „Diplom-Vater“

Die Grundvorlesung in Experimentalphysik hörte Lieselott Herforth bei Hans Geiger, der erst im selben Jahr, 1936, von Tübingen an die TH Berlin gekommen war. Sein Vorgänger im Amt war Gustav Hertz gewesen, Nobelpreisträger des Jahres 1925, der 1935 von den Nationalsozialisten aus rassischen und politischen Gründen aus dem Amt gedrängt worden war, aber als Leiter eines Forschungslaboratoriums der Siemens-Werke das „1000-jährige Reich“ überstand. Auch er sollte später noch eine Rolle in Lieselott Herforth's Berufsleben spielen. Der Name „Hans Geiger“ war ihr, wie jedem an Physik interessierten Studienanfänger, natürlich bereits bekannt, auf jeden Fall durch das „Geiger-Müller-Zählrohr“ (1928). Geigers Vorlesungen „mit den Experimenten, die er alle selbst vorführte, waren so mitreißend, anschaulich, überzeugend und oft heiter, dass ihn die Studenten heimlich den Variété-

Geiger nannten³³. Sie bewirkten, dass sich die junge Studentin bald entschloss, in die Fachrichtung Physik überzuwechseln. Vorsorglich belegte sie einige für Physiker geforderte Lehrveranstaltungen, wie physikalische Chemie, Elektrotechnik, und auch „Maschinenbaulaboratorium“ mit, um bei einem Fachrichtungswechsel im Zeitplan bleiben zu können. Die Diplomvorprüfung legte sie nach vier Semestern noch in der Fachrichtung Mathematik ab, und zwar – trotz der selbstaufgelegten Mehrbelastung – mit „Gut“ (Zeugnis vom 25. November 1938).³⁴ Danach wechselte sie „zu Geiger“ und wurde sogleich als Hilfsassistentin tätig. In seinen Anforderungen an die Studierenden war Geiger streng, und um von ihm ein Diplomthema zu bekommen, musste das Vordiplom mindestens „gut“ abgelegt worden sein. Professor Geiger hatte bei der Studentin Herforth früh das Interesse für die Radioaktivität geweckt. Sie bearbeitete bei ihm das Thema „Bestimmung der Halbwertszeit von ThC' mit Hilfe eines Koinzidenzverstärkers mit kontinuierlich - veränderlichem Auflösungsvermögen“; den Koinzidenzverstärker fertigte sie selbst an. Es war üblich, dass Geigers Diplomanden und Doktoranden die von ihnen benötigten Geräte selbst herstellten, „angefangen von Zählrohren jeglicher Art über Proportionalverstärker, Koinzidenzverstärker, Wilsonkammern, Hochspannungsgeneratoren und manch andere Messeinrichtung“³⁵. Montags machte Professor Geiger „einen Rundgang durch das ganze Haus, begleitet von seinen Dozenten, Oberassistenten und Assistenten. Dabei besuchte er jeden Diplomanden und Doktoranden an seinem Arbeitsplatz. Er ließ sich über die Erfolge der letzten Woche berichten“, er diskutierte mit ihnen Ergebnisse und Misserfolge. Die Apparaturen liefen Tag und Nacht, denn „eine vorgeschriebene Arbeitszeit für Doktoranden und Diplomanden gab es nicht“.³⁶ Die meisten von ihnen waren als Hilfsassistenten in den Praktika eingesetzt, die bis 18 Uhr gingen, und so verließen sie das Institut mitunter erst nach 22 Uhr. Jährlich unternahm das gesamte Institut einen Ausflug, in die Berliner Umgebung, gelegentlich auch weiter, etwa nach Hamburg. In aufgelockerter Atmosphäre wurden dabei physikalische Probleme besprochen, aber natürlich gab es auch manchen Spaß.

Lieselott Herforth's Diplomarbeit wurde von Geiger mit „Gut“ bewertet, allerdings erst nach stilistischer Überarbeitung, da sie „zu viele überflüssige Worte gebraucht“ hatte. Geiger empfahl ihr, wie sie sich erinnerte: „Lesen Sie die Arbeiten in der Zeitschrift für Physik, nur das Wesentliche, nur das Notwendigste, schreiben Sie die Arbeit noch mal.“³⁷ Allerdings muss hinzugefügt werden, dass eine Diplomarbeit damals nicht mehr als 25 Schreibmaschinenseiten umfassen sollte. Natürlich befolgte sie den Rat des Chefs, und seit dem 5. Dezember 1940 war Lieselott Herforth nach bestandener Hauptprüfung Diplom-Ingenieurin (für technische Physik).³⁸ Ihr Interesse galt der experimentellen Physik, weniger der theoretischen, was sich auch in den Prüfungsergebnissen zeigte.

Hans Geiger war nicht Mitglied der NSDAP. Die vorhin genannte „Halbjüdin“ Erika Barreau durfte sich für das Physikstudium an der TH nicht als Studentin ein-

tragen, lediglich als Hörerin, und das wohl auch nur, weil ihr „arischer“ Vater ein sehr angesehener Arzt war, der zudem im 1. Weltkrieg unermüdlich und erfolgreich in einem Feldlazarett behandelt hatte. Auch sie war zu Geiger übergewechselt; er nahm sie als Diplomandin an, und auch sie konnte 1940 bei ihm die Diplomprüfung ablegen, allerdings als Externe.

Lieselott Herforth schätzte ein – mit großem zeitlichen Abstand und nach einer ungewöhnlich erfolgreichen beruflichen und gesellschaftspolitischen Laufbahn –, dass sie von Hans Geiger viel gelernt habe, wovon auch ihre Schüler und Schülerinnen später profitierten: die Begeisterung für die wissenschaftliche Arbeit und das unermüdliche Schaffen bis zum Erreichen eines gestellten Zieles. Bei ihm war es für sie auch selbstverständlich geworden, benötigte experimentelle Hilfsmittel selbst zu entwerfen, zu berechnen und zu bauen.

Auf die Studienzeit geht die Bekanntschaft mit Dr. Luise Schützmeister (später Meyer-Schützmeister) zurück, zu der auch nach dem Krieg gelegentliche Kontakte bestanden.

4. ARBEITSSTELLEN WÄHREND DES KRIEGES

Lieselott Herforth's erste Berufsjahre waren sehr turbulent: Sie wechselte von einem kriegszerstörten oder verlagerten Institut an das nächste. Die Alliierten vermuteten in den Physikalischen Instituten Deutschlands Horte kriegswichtiger Forschung, nicht zu Unrecht, wie wir wissen, und machten sie daher zu bevorzugten Zielen ihrer Bombardements.

Berlin: TH

Zunächst blieb Lieselott Herforth noch zwei Jahre an der TH. Nach erworbenem Diplom war sie bis Januar 1943 als Honorarassistentin sowohl in der Physik, bei Wilhelm Westphal, als auch in der Mathematik, eingeschlossen Versicherungsmathematik, bei Georg Hamel und Alois Timpe tätig. Alle drei bescheinigten ihr gute Arbeit. Bei Hans Geiger und Otto Haxel forschte sie über Zählrohre, Koinzidenzverstärker, kosmische Strahlung und radioaktive Messung; sie fertigte die Dissertation „Streuung von Mesonen in Blei, gemessen mit Zählrohren“³⁹ am Geigerschen Institut erfolgreich verteidigte Dissertation an.

Auch für ein so behütetes und zu Hause umsorgtes junges Mädchen wie Lieselott Herforth war wohl seit langem klar geworden, dass Deutschland keine Idylle war: Die Verdrängung von Gustav Hertz aus dem von ihm aufgebauten Institut war bei den etwas älteren Physikstudenten noch in frischer Erinnerung, als sie das Stu-

dium begann, und mit dem Abstand von Jahrzehnten meinte sie, dass etwas vom Geiste Hertz' durchaus noch spürbar gewesen sei und sich etwa in von Geiger behaltene lieb gewordenen Gepflogenheiten äußerte, wie den täglichen Teerunden in der Bibliothek, an denen alle Dozenten, Oberassistenten, Assistenten, Doktoranden und Diplomanden teilnehmen konnten und bei denen physikalische Probleme zwanglos diskutiert wurden.⁴⁰ Da war die befreundete Kommilitonin, die, als „Halbjüdin“, keine sein durfte, aber immerhin als Hörerin zugelassen war und bei Geiger diplomierte, – eine große Ausnahme. Dann kamen die Besetzungen durch Deutschland vor dem Krieg und der Beginn des Krieges selber. Großmutter Herforth musste den 2. Weltkrieg nicht mehr durchstehen, sie lebte seit einigen Jahren in der Familie ihres Sohnes in Berlin und war hier am 7. Juli 1938 gestorben. Noch einmal versammelte sich die Familie Herforth in Eydtkuhnen, das nun Eydtkau hieß, auch, um die Familienangelegenheiten zu ordnen.

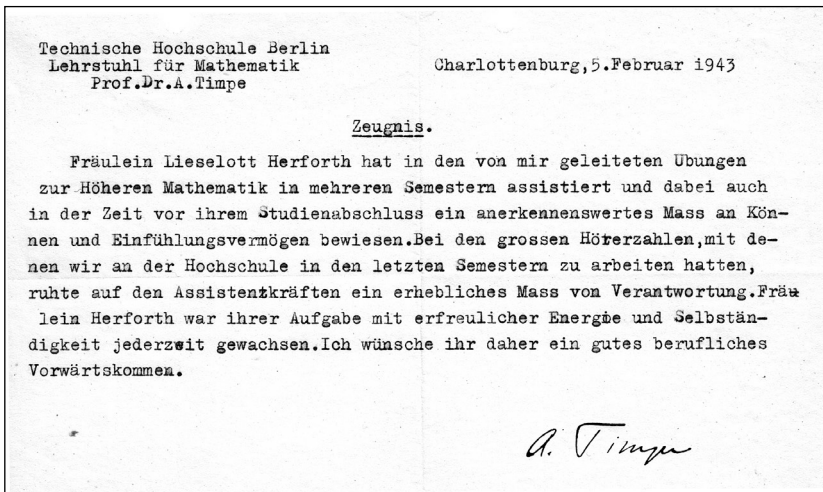


Abb. II.11: Beurteilung von Alois Timpe (5.2.1943)

Bruder Wolfgang, Vater Walter Herforth

Wolfgang Herforth hatte bereits im WS 1937/38 (mit Oberprimareife) das Studium der Musik am „Konservatorium der Reichshauptstadt Berlin“, Wilmersdorf, Gasteinerstraße 21-25, begonnen, mit dem Berufsziel „Kapellmeister“. Von Mai 1933 bis Mai 1938 war er Mitglied der Hitler-Jugend (HJ) gewesen. Mit Aufnahme des Studiums gehörte er dem NSDStB an und hatte hier zeitweilig als Stellvertretender Kameradschaftsführer und auch im Organisations- und Personalamt gearbeitet, bevor er zum Führer einer zehnköpfigen Kameradschaft von Mitstudierenden ernannt wurde. In der Beurteilung von Januar 1940 für die Reichsstudentenführung wird über ihn gesagt, dass er ein „sicheres gewandtes Auftreten“ habe und auch „sport-

lich gut veranlagt“ sei („aber nur beschränkt wegen Fußleidens“). Er habe ein „gutes Allgemeinwissen“, sei „musikalisch sehr begabt“, verfüge aber daneben auch über „technische und organisatorische Begabung“. Er sei ein „gerader offener Charakter, bescheiden, selbstbewusst, weltanschaulich einwandfrei, sehr einsatzbereit“, habe eine „ausgezeichnete disziplinarische Haltung“ und sei „sehr kameradschaftlich“. Seit 1. Mai 1937 war er Mitglied der NSDAP, ohne vorher Anwärter gewesen zu sein⁴¹; wohl „von der HJ in (die) NSDAP automatisch überwiesen“⁴².

Den Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit setzte Walter Herforth mit dem Jahr 1938 an, in diesem Jahr wurde er Mitglied im „Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten e. V.“⁴³. Er war voll in die Verlagstätigkeit eingespannt, wollte aber zumindest in seiner Freizeit gern wie ein Künstler leben und nicht über jeden seiner Schritte zu Hause Rechenschaft ablegen müssen. Familiäre Spannungen konnten da nicht ganz ausbleiben.

Wolfgang Herforth leistete Kriegsdienst bei der Marine, am 2. Januar 1943 starb der „Musikstudent und Marineartillerie-Obergefreite Wolfgang Herforth“ in einem Berliner Krankenhaus (Erwin-Liek-Krankenhaus in Berlin-Reinickendorf) an Miliartuberkulose, zugezogen im Dienst auf der Insel Ösel (Saaremaa, Estland).⁴⁴ Nach dem Tod von Wolfgang Herforth, der nicht einmal 24 Jahre alt geworden war, hatte sich alles in der Familie Herforth geändert; auch die Beziehung zwischen den Eheleuten wurde zusätzlich belastet.

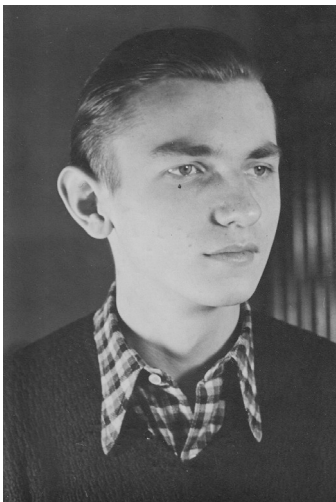


Abb. II.12: Wolfgang Herforth als junger Musikstudent



Abb. II.13: Dora Herforth mit Sohn Wolfgang und dessen Verlobter

Berlin: KWI für Physik

Ihre nächste Berliner Arbeitsstelle bei Werner Heisenberg am KWI für Physik in Berlin-Dahlem hätte Lieselott Herforth bereits im Dezember 1942 antreten können, nach Rücksprache mit Heisenberg kam sie dann aber erst zum 1. Februar 1943, nachdem sie die Dissertation fertig gestellt hatte und diese auch angenommen worden war.⁴⁵

Ldn. Hroslitz, d. 30. XI. 42
Arbeitsjahr 10/11²r.

Lieber Herr Professor Dr. Heisenberg!

Wir hatten bei Lieberbräutigamkeit, mir zum 1. Dez. d. J. einem Arbeitsplatz in Form Substitut zugewiesen. Infolge Erkrankung von Herrn Prof. Dr. Grigor konnte meine persönliche Arbeit nicht so rechtzeitig fertig gestellt werden, daß die Prüfung (Dr. Ing) noch in diesem Monat stattfinden konnte. Obwohl mir Herr Prof. Dr. Grigor den Rat gab, unabhängig von meiner Arbeit die Tätigkeit bei Herrn aufzunehmen, kam ich mich hierzu nicht entschließen, weil ich meine eigene Arbeitskraft meiner Stellung widmen und meine Arbeit nicht durch Rückfragen mit Herrn Prof. Dr. Grigor unterbrechen möchte.

Von meiner Seite wird nicht abgesehen, daß die Arbeit nach der Besichtigung eingeleitet wird, damit die Prüfung in den ersten Januartagen stattfinden kann.

Ich bitte daher höflich, mir unter Berücksichtigung der mit dieser meine Bestätigung entgegenzunehmen. In der Feststellung der schriftlichen Arbeit entgegen zu wollen, daß ich meine Stellung erst Anfang Januar 1943 antrete.

Lieselott Herforth

Abb. II.14: Brief von Lieselott Herforth an Werner Heisenberg

Als sie 1929 in Leipzig zur Schule ging, hatte an der Leipziger Universität mit der Berufung von Peter Debye und Werner Heisenberg eine Blütezeit der modernen Physik begonnen. Beide hatten das neue Amt am 1. Oktober 1927 angetreten, Debye als Professor für Experimentalphysik und Direktor des Physikalischen Instituts, Heisenberg als Professor für Theoretische Physik. Zu ihnen gesellte sich 1929 Friedrich Hund als persönlicher Ordinarius für Mathematische Physik. Außer diesen lehrten und forschten drei weitere Professoren auf Spezialgebieten der Physik. In kurzer Zeit war Leipzig zu einem Anziehungspunkt für Fachleute aus aller Welt geworden, wie auch die Autorenliste der „Leipziger Vorträge“ zeigt, die zwischen 1928 und 1933 jährlich am Physikalischen Institut stattfanden und publiziert wurden. Insbesondere machten Heisenberg und Debye gemeinsam Leipzig zu einem Zentrum der Atomphysik. Zu ihren vielen Schülern gehörte Edward Teller, der dann in den USA an der Entwicklung der Wasserstoffbombe wesentlich beteiligt war. Zu den Schülern gehörten auch die späteren Professoren und renommierten Physiker Falkenhagen, Bewilogua und Recknagel⁴⁶, die mit der TH/TU Dresden verbunden waren, und von denen die beiden letztgenannten einmal lange Jahre Kollegen von Lieselott Herforth sein würden. Debye ging 1935 als Professor und Direktor des KWI für Physik nach Berlin; dort leitete er die Untersuchungen zur technischen Nutzung der Kernspaltung im 1939 begründeten „Uranprojekt“.⁴⁷ Die „Kernphysikalischen Forschungsberichte“ waren die interne Publikationsreihe dieses Projektes; die Publikationen waren streng geheim. Von den 28 Autoren spielten in Lieselott Herforth's Berufsleben zumindest Werner Heisenberg, Robert Döpel, Walter Herrmann, Heinz Pose, Fritz Bopp, Hans Geiger eine Rolle.

Werner Heisenberg hatte 1939 und 1940 zwei Beiträge für die „Kernphysikalischen Forschungsberichte“ verfasst, in denen er theoretisch die Möglichkeit der Energiegewinnung aus Uran aufzeigte. Ab Anfang 1940 hielt sich Heisenberg regelmäßig zu wissenschaftlichen Beratungen am KWI für Physik auf. 1941 wurde er als Nachfolger Debyes Direktor des KWI für Physik, blieb aber in steter Verbindung zu den Leipziger Kollegen. Die ersten Untersuchungen zur Neutronenvermehrung wurden am Physikalischen Institut der Universität Leipzig von Robert Döpel, seit 1938 Professor für Strahlenphysik, und seiner Frau Klara Döpel durchgeführt. Im Sommer 1941 begannen in Leipzig nach intensiven Vorbereitungen die ersten Versuche an einem Reaktor, dem „Uranei“; Anfang 1942 konnte damit von den Döpels ein Vermehrungsfaktor von 1,1 für die Neutronen erreicht werden.⁴⁸ Im Februar 1945 gelang Werner Heisenberg und seinen Mitarbeitern (im Verlagerungsort Hechingen des KWI) eine siebenfache Neutronenvermehrung, eine sich selbst erhaltende Kettenreaktion wurde jedoch nicht in Gang gebracht.

Kurz nach dem Verlust des Bruders begann Lieselott Herforth bei Werner Heisenberg am KWI für Physik; die Arbeiten am „Uranprojekt“ standen bei ihrem Arbeitsbeginn bereits nicht mehr unter Führung des Heereswaffenamtes, waren aber „kriegswichtig“. Im „Antrag der Zustimmung zur Einstellung“ von Lieselott Herforth

hatte Werner Heisenberg vermerkt, sie sei „erforderlich für spezielle Untersuchungen im Rahmen des Kriegsauftrags des OKH [...]“ Die neue wiss. Assistentin war im KWI mit dem Problem der Isotopentrennung befasst.

In familiär belasteter Situation trat Lieselott Herforth zur mündlichen Doktorprüfung an, die wegen Erkrankung des „Doktorvaters“ Hans Geiger von Wilhelm Westphal und Otto Haxel abgenommen wurde; sie bestand die Prüfung nicht.⁴⁹ Ihr Chef, Werner Heisenberg, sagte zu ihr, – so erinnerte sie sich: „Machen Sie sich nichts d’raus.“ Als im Herbst 1943 Teile des KWI nach Hechingen verlagert wurden, war Lieselott Herforth nicht mehr in Berlin.

Leipzig: Universität

Für die Nachfolge Debyes waren nach dessen Weggang aus Leipzig, entsprechend der am Leipziger Physikalischen Institut auszubauenden Arbeitsrichtungen, ausschließlich Kernphysiker vorgeschlagen worden: Hans Geiger, Walther Bothe und Gerhard Hoffmann. Geiger ging an die TH Berlin, Bothe blieb in Heidelberg, und Hoffmann kam von der Universität Halle an die Universität Leipzig.

Gerhard Hoffmann, geb. 4. August 1880 in Lübeck, gest. 18. Juni 1945 in Halle, wurde 1906 in Bonn promoviert und hatte sich 1910 in Königsberg habilitiert. Er war seit 1930 Mitglied der Leopoldina und seit 1937 Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Hoffmann hatte sich zunächst mit der Messung sehr kleiner Elektrizitätsmengen befasst. Mit dem bekannt gewordenen, von ihm konstruierten Vakuumduantenelektrometer hatte er bereits 1913 die ersten genauen Registrierungen von Alpha-Teilchen vorgenommen. 1925 hatte er in Königsberg mit Untersuchungen zur kosmischen Strahlung begonnen. Diese Arbeiten setzte er in Leipzig fort mit dem „Nachweis von Kernzertrümmerungen der kosmischen Strahlung mit der Ionisationskammer“. Er arbeitete ständig an der Verbesserung der Kernstrahlungsmesstechnik und führte in Leipzig u. a. Untersuchungen mit einer Strömungsionisationskammer durch.⁵⁰

Lieselott Herforth verließ das KWI für Physik auf eigenen Wunsch und wurde von Heisenberg zu Gerhard Hoffmann an das Physikalische Institut der Universität Leipzig vermittelt. In Heisenbergs „Freigabebescheinigung“ vom 26. Juni 1943 hieß es: „Auf Grund einer Vereinbarung zwischen mir und Professor Hoffmann, Direktor des Physikalischen Instituts in Leipzig, bin ich damit einverstanden, dass Fräulein Lieselott Herforth ab 1.7.43 im Physikalischen Institut der Universität Leipzig im Rahmen des gemeinsamen Kriegsauftrags eingesetzt wird.“⁵¹ Lieselott Herforth war Übungsassistentin bei Gerhard Hoffmann und wurde in seine Forschungsarbeiten über Ionisationskammern eingebunden. In Leipzig hatte sie ein ausgedehntes „familiäres Hinterland“ von mütterlicher Seite, darunter die betagte Großmutter Hulda Karp und die Tante Magdalena Block mit ihrer Familie. Die Institutsgebäude

in der Linnéstraße wurden bereits durch den anglo-amerikanischen Luftangriff vom 4. Dezember 1943 stark in Mitleidenschaft gezogen, der große Hörsaal, die physikalische Sammlung und die Wohnung des Institutsdirektors Hoffmann verbrannten. Was danach noch genutzt werden konnte, wurde am 6. April 1945 durch Sprengbomben weitgehend zerstört. Die Physikerin Klara Döpel kam bei dem April-Luftangriff auf das Institut ums Leben. Gerhard Hoffmanns Gesundheit war durch die Ereignisse so angegriffen, dass er sich im Sommer 1944 in ein Sanatorium zurückziehen musste; das Kriegsende überlebte er nur wenige Wochen.⁵²

Freiburg: Universität

Seit 1. März 1944 an der Universität Freiburg, war Lieselott Herforth Assistentin von Professor Eduard Steinke, dem Direktor des Physikalischen Instituts.

Eduard Steinke (*6. August 1899 Christburg/Westpreußen, †8. November 1963 Stuttgart) hatte von 1919 bis 1922 Naturwissenschaften in Göttingen, München und Heidelberg studiert. Er wurde 1922 von der Univ. Königsberg zum Dr.phil. promoviert aufgrund der Dissertation „Über eine lichtelektrische Methode zur Prüfung des Wien-Planckschen Strahlungsgesetzes im Bereich ultravioletter Strahlung“ (Berlin 1922, Vieweg-Springer), arbeitete dort zunächst als Hilfsassistent, dann als planmäßiger Assistent, habilitierte sich 1928 für das Gesamtgebiet der Physik und wurde im Herbst 1934 mit der Wahrnehmung der Professur für Physik und der vertretungsweisen Leitung des 1. Phys. Instituts betraut, seit April 1935 als nichtbeamteter ao. Professor. Seit 1. Okt. 1936 lehrte und forschte er an der Univ. Freiburg, seit 1. April 1937 als ord. Professor. 1941 wurde er Dozentenbundführer der Univ. Freiburg, und am 26. Nov. 1941 mit dem Dienstrang eines Gaustellenleiters in den Gaustab aufgenommen.⁵³

Während des Krieges lag auf seinem Institut eine große Arbeitslast. Die vierstündige Vorlesung mit über 600 Teilnehmern musste doppelt gehalten werden. Das zweistündige Praktikum für Mediziner wurde in 13 Kurse aufgeteilt und von 450 Teilnehmern besucht. Daneben waren je sechsstündige Übungen für Naturwissenschaftler und Mediziner durchzuführen.⁵⁴ Selbstverständlich verteilte sich die Arbeitsbelastung auf den gesamten Lehrstuhl, dessen Assistenten jedoch weitgehend zum Kriegsdienst eingezogen waren und teilweise durch noch studierende Hilfsassistenten hatten ersetzt werden müssen. In dieser Situation war Lieselott Herforth zur Entlastung selbstverständlich sehr willkommen. Zu den Assistenten Steinkes im Kriegsdienst gehörte Dr. Max Pahl, der zwar zum 1. April 1944 aus der Wehrmacht entlassen wurde, aber nicht nach Freiburg zurückkam, sondern zu Werner Heisenberg an das KWI für Physik, „Zweigstelle Hechingen/Hohenzollern zu Forschungszwecken kommandiert“ wurde.⁵⁵ „Mit der Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des [...] wiss. Assistenten Doz. Dr. Max Pahl“ wurde Lieselott Herforth mit Wirkung

vom 27. März 1944 „auf die Dauer des Krieges“ beauftragt.⁵⁶ Eduard Steinke forschte über kosmische Strahlung. Übrigens hatte er sich in einer Schrift aus dem Jahre 1927: „Über die durchdringende Strahlung im Meeresniveau“ mehrfach auf Arbeiten von Gerhard Hoffmann bezogen, der einige Jahre in Königsberg ein Kollege von ihm gewesen war. Lieselott Herforth betätigte sich auf dem Arbeitsgebiet ihres Chefs und führte Physikalische Übungen durch, unter anderem auch für künftige Mediziner. In Freiburg lebte derzeit ihre Schulfreundin Charlotte („Lotte“) Jung, angehende Augenärztin und verheiratet mit dem Biologen Hans Marquardt, der u. a. durch seine Forschungen zur Erzeugung von Mutationen durch Einwirkung von Röntgen- und anderen ionisierenden Strahlen bekannt wurde. Begleitet wurde Lieselott Herforth nach Freiburg von ihrer Mutter Dora Herforth. Das Freiburger Physikalische Institut wurde am 27. November 1944 total zerstört; Lieselott Herforth und ihre Mutter verließen Freiburg geradezu fluchtartig. Genaueres über die Bombardierung Freiburgs und über das Schicksal des Freiburger Physikalischen Instituts und seiner Mitarbeiter unmittelbar nach dem Krieg erfuhr Lieselott Herforth später von früheren Kolleginnen und Kollegen: „[...] die übrigen Mitglieder des Instituts, soweit sie noch da waren, begannen, unsere Apparate im Institut auszubuddeln. Ihr Arbeitsraum, der meinige sowie der neben dem Ihrigen liegende Raum waren total durchgeblasen – wie wären zu Kraut und Fetzen zerschlagen worden! Und doch konnten wir noch ziemlich viele Apparate herausholen – die beiden Schaltkästen von Frl. Raith⁵⁷ und mir waren fast unbeschädigt. So haben wir etwa 3 Wochen gearbeitet, immer wieder in Angst vor Jabos⁵⁸, oft genug in einem Trichter vor dem Institut (auf der anderen Seite der Straße) liegend, und brachten dann die Apparate in Kisten zum Güterbahnhof (mit den bei Staufen usw. verlagerten Sachen). Dann wurde eine Ausweichstelle in Überlingen gefunden. [...] In Überlingen kam es natürlich nicht mehr zu fruchtbarer Arbeit. Bis die verschiedenen Apparate repariert [...] und einige Kontrollmessungen gemacht waren, kamen die Franzosen und es war aus. 18 Kisten mit Apparaten, darunter 12 wunderbaren Mikroskopen, haben die Franzosen nachts mit 2 Lastwagen abgeholt – auf Nimmerwiedersehen.“⁵⁹

Zu Prof. Eduard Steinke, dem Freiburger Chef, nach Kriegsende

Eduard Steinke war zwar im August 1949 von der Militärregierung letztlich als „Mitläufer“ eingestuft worden, seine Haltung während der NS-Zeit wurde aber von etlichen früheren Kollegen als sehr staatsverbunden eingeschätzt. Sie wünschten keine Wiedereinstellung Steinkes und auch nicht dessen Emeritierung, durch die er ja ebenfalls wieder Mitglied der Fakultät geworden wäre. Positiv hatte sich über ihn der frühere Rektor geäußert, der Mathematiker Wilhelm Süß, der ihm auch zu einer Anstellung in Weil verhelfen wollte⁶⁰, – was am Einspruch früherer Kollegen scheiterte. Es ging Steinke und seiner Familie zunächst sehr schlecht. Nach einer Professur in Argentinien kehrte er 1957 in die BRD zurück; er wurde ord. Prof. für

Kernphysik an der TH Stuttgart und Direktor der Schule für Kerntechnik an der Kernreaktor-Gesellschaft Karlsruhe.

Ich bitte höflichst darüber, ^{Dez 1944} meinen 19. 11. Dezember
 Gehalt für Dezember (bitte Wohnungsmiete 20 RM
 nicht abziehen, da ausgenommen) zu überweisen

An
 Dipl Ing Lieselott Herforth
 ④ Ahlbeck Kr. Uckermark
 in Dommern
 bei Schmidt.

wo ich mich vorabgehend aufhalte
 Ich bin wissenschaftliche Assistentin am
 physik. Institut bei Prof. Steinke.
 Ich bekomme etwa 263 RM.
 ausbezahlt.
 Heil Hitler Lieselott Herforth

Abb. II.15: Brief von Lieselott Herforth aus Ahlbeck

Berlin/Schwarzenfeld: TH Berlin

Im März 1945, wenige Wochen vor dem Ende des Krieges, begann Lieselott Herforth wieder an der TH Berlin-Charlottenburg zu arbeiten, diesmal als Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Elektronen- und Ionenlehre, das von Alexander Nikuradse geleitet wurde und nach Schwarzenfeld/Oberpfalz verlagert worden war. Mit ihrer Mutter wohnte sie in Schwarzenfeld zur Untermiete in der Bahnhofstraße. Sie hatte sich mit der Messung höherer Temperaturen und dem Bau eines Ultraschallsenders zu befassen. In Schwarzenfeld erlebte sie das Kriegsende und den Einzug der Amerikaner. Das Institut konnte unter der Leitung von Nikuradse weiter arbeiten, doch seine Zukunft war zunächst unklar: Es war davon die Rede, dass es mit den Mitarbeitern an die TH/TU Berlin zurückkehre, zu der es gehörte. Schließlich wurde es für einige Jahre der Universität München angegliedert und bestand danach weiter als selbständiges privates Institut. Lieselott Herforth verließ die Schwarzenfelder Arbeitsstelle Ende Februar 1946 auf eigenen Wunsch, um mit ihrer Mutter zum Vater nach Berlin zurückzukehren.

Lehrgebiet für Elektronen-
und Ionenlehre

Prof. Dr. A. Nikuradse
Technische Hochschule Berlin
Ruf: 31 00 11, Apparat 420
und 32 22 60

Fr/Str. /335/45

~~30. März~~ den 3. April 1945
~~XXXXXXXXXXXX~~

Ausweichstelle:
Schwarzenfeld, Opf.
Schliessfach 5
Ruf 44

An Fräulein
Dipl. Ing.
Lieselott Herforth

Schwarzenfeld

Auf Grund der vorhergegangenen Verhandlungen werden Sie vom 20. März 1945 ab auf unbestimmte Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei dem Laboratorium für Elektronen- und Ionenlehre, Ausweichstelle Schwarzenfeld, gegen eine monatliche Brutto-Vergütung von 300,30 RM., in Worten: Dreihundert Reichsmark und 30 Rpf. angenommen.

Für das Beschäftigungsverhältnis gelten die Bestimmungen der Allgemeinen Tarifordnung (ATO.) und der Tarifordnung A für Gefolgschaftsmitglieder im öffentlichen Dienst (TO.A) der allgemeinen Dienstordnung (ADO) und der gemeinsamen Dienstordnung für die Verwaltungen des Reichs und der Länder.

Die Vergütung einschliesslich des Wohnungsgeldzuschusses beträgt monatlich brutto: 300,30 RM.

davon sind abzuziehen:

Sozialversicherungs-	
Beitragsanteil	
Angestellten Versicherung	
und Reichsstock	18,28 RM.
Lohnsteuer	<u>50,90 RM. = 69,18 RM.</u>

Bleiben netto: 231,12 RM.

Zur Vornahme der Abrechnung bis 31.3.45 wollen Sie sich bald im Verwaltungszimmer einfinden.

An die Einlieferung des Arbeitsbuches wird erinnert.

I.A.

J. J. J.
Verwaltungsleiter.

LABORATORIUM
ELEKTRONEN- U. IONENLEHRE
TECHN. HOCHSCHULE / BERLIN
AUSWEICHSTELLE:
⑬ SCHWARZENFELD / OPF
POSTFACH 5 RUF 44

Abb. II.16: Einstellungsbescheid Schwarzenfeld, 3. April 1945

Auch zu den früheren Kollegen aus Schwarzenfeld gab es später gelegentlichen brieflichen Kontakt, so erfuhr sie, wie sie lebten und woran im Institut gearbeitet wurde. „Die Freizeit ist ausgefüllt mit Lebensnotwendigkeiten wie Wipfelholz, Gartenbau, Kartoffeln usw. Die offizielle Kalorienverteilung ist immer noch korrekturbedürftig und das kostet Zeit. – Vielen Dank für den übersandten Sonderdruck Ihrer Arbeit⁶¹. Ich habe mich sehr gefreut, dass Sie diese physikalisch sehr interessante Arbeit doch zur Veröffentlichung gebracht haben. Es war wohl nicht leicht, da Ihnen nur Bruchstücke der Ergebnisse und Ihr Gedächtnis zur Verfügung stand(en). Die Entwicklung der Strömungsionisationskammer hat Ihnen sicher viel Spaß gemacht. Nur schade, dass Sie die Arbeit nicht fortsetzen können. Mit großem Interesse lese ich im Chemischen Zentralblatt Ihre Referate! [...] Grimsehl III habe ich nirgends erhalten können. Es werden wenig Bücher angeboten. [...] Ist in Berlin das Buch von (Siegfried) Flügge: Rechenmethoden der Quantenmechanik bereits erschienen. Falls ja und es möglich, kaufen Sie bitte ein Exemplar für mich. Oder schreiben Sie mir, wo ich es bestellen kann. [...] Im Labor haben wir einen tüchtigen Mechanikermeister, einen schlesischen Flüchtling. Seit Okt. dieses Jahres auch zwei Lehrjungens. Wir haben größere Vorräte an Blech kaufen können und damit die Grundlage für die Produktion verbessert. Keine der oberpfälzischen Fabriken war zu bewegen keramische Kochermodelle oder Öfen zu bauen, da zu viele Exportaufträge auf Geschirrporzellan vorliegen. – [...] Dr. Ulbrich hat seine Monographie Gase in Metallen fertig gestellt und beim Leibniz Verlag München (früher Oldenburg V.) untergebracht. Wie jetzt üblich ist ein Teil unserer wissenschaftlichen Arbeit literarisch. Eine elektrochemische Untersuchung von mir will ich jetzt zu Ende führen. Die Baustoffversuche sollen, falls Interesse vorhanden ist, in halbertechnischem Maßstab wiederholt werden. [...]“⁶²

Walter Herforth und sein Verlag

Am 1. Oktober 1942 hatte Walter Herforth die Verlags-GmbH in die Einzelfirma „Batschari Verlag Walther Herforth“ umgewandelt, in die er dann aber am 1. Januar 1944 die Buchhändlerin Lucie Großer geb. Arnhold als Teilhaberin aufnahm, „teils aus Gesundheitsrücksichten, teils um mich der Schriftstellerei mehr widmen zu können“.⁶³ Am 24. Oktober 1943 wurde die Wohnung in Berlin-Steglitz total ausgebaut. Nachdem die Verlagsräume in der Bülowstraße beim Fliegerangriff vom 29. Januar 1944 zum zweiten Mal schwer beschädigt worden waren – am 28. April 1945 brannten sie ganz aus –, wurde der „Batschari-Verlag“ mit Genehmigung der Reichsschrifttumskammer, Gruppe Buchhandel, nach Eydtkau teilverlegt. Die Bereiche Auslieferung, Bestellung und Kundenverkehr blieben unter der Leitung der Teilhaberin Lucie Großer in Berlin, aber nun in Berlin-Grünau, Walchenseestraße, wo sie wohnte und ihre Buchhandlung betrieb. Die Geschäftsführung – mit den

Bereichen Autorenverkehr und Verkehr mit Druckereien – lag weiterhin in der Hand von Walter Herforth und wurde vorübergehend von Eydtkau, Gartenstraße 6, aus betrieben. Das war die Anschrift der Schwester Frieda Stein geb. Herforth und ihrer Familie, bei der Walter Herforth derzeit wohnte.⁶⁴

Nach den ersten Bombardierungen Berlins war den Teilen der Bevölkerung, die nicht unbedingt ortsgebunden waren, empfohlen worden, die Hauptstadt zu verlassen.⁶⁵ So weilte Walter Herforth erst in Eydtkau, im Herbst 1944 dann vorübergehend in Pollnow, Kreis Schlawe, Hinterpommern (jetzt Polen), gemeinsam mit der Braut des verstorbenen Sohnes, die von dort am 1. Nov. 1944 aus beruflichen Gründen nach Berlin reiste.⁶⁶ Auch Lieselott Herforth und ihre Mutter blieben nach der „Flucht aus Freiburg“ nicht in Berlin, sondern hielten sich zunächst einmal in Ahlbeck, Kreis Ückerümünde, Pommern, auf. Lieselott Herforth bat die Universität Freiburg, ihr das Dezenbergehalt nach Ahlbeck zu überweisen. Prof. Steinke hatte jedoch für sie und andere zum 31. November „auf eigenen Wunsch“ ausgeschiedene Mitarbeiter die Auszahlung des Dezenbergehhalts bereits gestoppt.

5. DER KONTAKT ZUM VATER IN DER SCHWARZENFELDER ZEIT VON OKTOBER 1945 BIS FEBRUAR 1946

Lieselott Herforth hatte an eine eigene Familie mit Mann und Kindern gedacht, doch der Bräutigam, mit dem die Zukunft geplant war, ein Physiker, den sie während ihres Studiums kennengelernt hatte, verscholl am letzten Tag des Krieges. Trotz langer Nachforschung, natürlich auch über den Suchdienst, wurde keine Spur von ihm entdeckt. Wie Bruder Wolfgang, war auch er letztlich ein Opfer des Krieges geworden. Gegen Ende des Krieges zog die ostpreußische Verwandtschaft der Herforths, wie so viele andere, mit der zurückweichenden deutschen Front gen Westen. Pforzheim wurde für sie die neue Heimat.

Das Band Lieselott Herforths zu beiden Elternteilen war eng. Walter Herforth sah wohl in der Tochter das geistige Äquivalent, mit dem er sich austauschen konnte. Er sorgte sich sehr um alle Angelegenheiten seiner Tochter, immer bereit, sie in wichtigen Dingen zu beraten. Zu den Arbeitsstellen in Süddeutschland während des Krieges hatte Dora Herforth ihr nun einziges Kind begleitet. Mit der Mutter zusammen erlebte Lieselott Herforth in Schwarzenfeld/Oberpfalz die Kapitulation des Deutschen Reiches. Das Institut, an dem sie arbeitete, war von den amerikanischen Besatzungstruppen nicht geschlossen worden, und so hatte sie ein Einkommen für sich und die Mutter. Ein Stück Brot in dieser Zeit, „das Brot der frühen Jahre“ (Böll), wog schwer. Wer etwas davon abgab, hatte selbst nicht genug. Nachdem ab Oktober 1945 die Post über die Grenzen der Besatzungszonen hinaus wieder einigermaßen regelmäßig ging, wenn auch zu Anfang mit Lieferzeiten von rund vier-

zehn Tagen und darüber, bekam Walter Herforth bis Ende Februar 1946 neben vielen Briefen mindestens 39 Päckchen mit Essbarem. Den Inhalt müssen sich die beiden Frauen vom Mund abgespart haben. Aus der Schwarzenfelder Zeit sind Briefe von Walter Herforth an seine Tochter erhalten. In den schweren Nachkriegsmonaten, allein in Berlin, hatte er genaue Vorstellungen für einen Neuanfang, familiär und beruflich. Er wohnte möbliert in Berlin-Schöneberg, zunächst in der Prinz-Georg-Straße 4, seit Oktober 1945 in der Ebersstraße 78. Unbedingt wollte er als Schriftsteller Fuß fassen. In einem Fragebogen für die Reichsschrifttumskammer hatte er im April 1944 angegeben, dass er sich seit 1938 auch schriftstellerisch betätige, sich dabei vor allem auf Erzählungen und Bühnenschrifttum konzentriere, bisher aber noch nichts veröffentlicht habe.⁶⁷ Im Januar 1944 hatte er darum gebeten, für ihn in der Dokumentenrolle den Decknamen „Wolfgang Hinwegh“ einzutragen. Da sein Verlag, der „Batschari Verlag Walther Herforth“, seinen Namen führe, wolle er unter dem Decknamen veröffentlichen. Er arbeitete trotz der vielen Nachkriegsnöte „fanatisch“, wie er wiederholt in seinen Briefen an die Tochter äußerte. (Die „Sprache des Dritten Reiches“ war also auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen.) Er schrieb Theaterstücke und hoffte auf ihre Aufführung, arbeitete an einem Buch, an Schwänken, verfasste Gedichte. Zu gern wäre er nur noch Schriftsteller, aber da die Tochter die Wiederaufnahme des Verlages zu wünschen schien, hatte er folgende Etappen geplant: Als Autor einen Namen machen, damit Geld verdienen und mit diesem Geld den Verlag neu aufbauen. In ihrer Freizeit bereitete sich Lieselott Herforth auf die Arbeit im Verlag vor, der einmal der ihre werden sollte, aber – und darum wird es ihr vor allem gegangen sein – zunächst doch eine aussichtsreiche, da lang erprobte Tätigkeit für den Vater versprach. Sie vervollkommnete ihre Fremdsprachenkenntnisse und lernte Stenografie und Schreibmaschine. Ihr Wunsch war, dass die Familie in Berlin wieder vereint lebte. Auch Walter Herforth sähe das gern, aber unter der Bedingung, dass er in seiner Eigenart als Künstler akzeptiert würde – mit allen Freiheiten, die er als solcher zu brauchen meinte. Leider ist kaum ein Brief Lieselott Herforth aus dieser Zeit erhalten, doch lässt sich ein Teil ihres Inhalts aus den Antwortbriefen des Vaters erraten. Diese Briefe sind ein einzigartiges Zeugnis eines vertrauensvollen Vater-Tochter-Verhältnisses. Sie sagen viel aus über die Persönlichkeit beider und spiegeln zudem als einzigartige Dokumente die Probleme der Nachkriegszeit in einer ganz konkreten Konstellation wider. In späteren Lebensläufen, schon in dem zu ihrer Promotion 1948 angefertigten⁶⁸, schrieb Lieselott Herforth, sie sei geboren „als Tochter des Schriftstellers Walter Herforth“. Schriftsteller war der Vater bei ihrer Geburt nicht, sondern Handelslehrer (und Kaufmann), und Jahrzehnte danach auch nicht, ja eigentlich niemals wirklich; aber sie würdigte damit das späte und ambitionierte Streben des Vaters. Vielleicht ahnte sie früh, dass ihm der ersehnte wirkliche Durchbruch nicht gelänge. Aus dem Schriftstellern wurde letztlich kein Broterwerb, es lieferte aber ein gelegentliches „Zubrot“. Walter Herforth hatte aber noch ein Einkommen als

Hausverwalter und Treuhänder; die Firma, die er in Berlin Anfang der 30er Jahre gegründet hatte, hatte sich im selben Gebäude wie der Verlag befunden.

Aus den Briefen von Walter Herforth an seine Tochter Okt. 1945 bis Febr. 1946⁶⁹

29. Oktober 1945:

„[...] Daß Ihr Euch meiner wegen Sorgen macht, kann ich verstehen. Ganz ausgeschlossen ist es aber, dass Ihr mit Rucksack nach hier kommt, mir etwas bringen. Noch alle sind sie mit leerem Rucksack hier gelandet. Im Augenblick – und das wiederhole ich immer wieder – ist es nicht nur unmöglich, sondern auch falsch, wenn Ihr jetzt nach hier kommt. [...] Wenn erst einmal eine Verdienstmöglichkeit für mich und auch für Dich gegeben ist, dann werde ich auch Atteste und auch Bescheinigungen über Partearbeit usw. erhalten.⁷⁰ Laßt mich nur in Ruhe alles machen; ich komme und kam noch immer zum Ziel. Und so wird es auch dieses Mal sein. Jetzt bin ich erst einmal froh, dass ich meinen Umzug bewältigt habe. Jetzt habe ich zwei Zimmer und sehr gut eingerichtet. Da werde ich, schon wegen der dort herrschenden Ruhe (früher waren zwei Kleinkinder in der Wohnung) und auch wegen der schönen Einrichtung auch selbst mehr zur Ruhe kommen und sicher noch mehr arbeiten können; denn von dieser meiner Arbeit hängt Verdienstmöglichkeit, Verlag und alles andere ab. Der berufliche Erfolg allein kann alle Wege ebnen; und *krumme Wege mit Augenblickserfolgen gehe ich nicht*. [...]“

13. November 1945:

„Meine liebe Lieselott! Und da soll ich nicht an die Glückszahl 13 glauben!! [...] Wenn Du wüßtest, wie groß meine Freude war! Wohl noch kaum habe ich mich über ein Päckchen jemals so gefreut. [...] Zuerst habt beide erst mal vielen, vielen herzlichen Dank. Wenn ich Dir sagen sollte, worüber ich mich am meisten gefreut habe, so wäre ich dazu gar nicht in der Lage. Nur eins kann ich Dir beschreiben: Zuerst öffnete ich durch Zufall das Päckchen mit der Konservenbüchse und den 5 Zigaretten. Sofort wurde eine angezündet und im Genuß dieser wurden dann die anderen beiden Päckchen schon etwas ruhiger ausgepackt. Ich war über alles so erfreut und erregt, dass ich für mehrere Stunden mit meiner Arbeit am Schauspiel aussetzen mußte. Ja mir war sogar ordentlich warm geworden, obwohl ich vorher bei 9° Zimmertemperatur in Lederjacke und Wolldecke um den Beinen zitternd am Schreibtisch saß; denn mein ganzes Brennwerk für heute bestand aus drei alten Verlagsbüchern. [...] Ich arbeite fanatisch weiter und glaube und hoffe stark auf meine Bühnenerfolge. Rudolf Platte, Kurt Seifert und der (Berliner Theater-) Verlag Bloch Erben sitzen noch immer auf der „Silberhochzeit“, während das Volksbildungswerk den ersten Akt von „Die Schuld“ zur Lektüre hat. Dieser erste Akt kann auch selbst-

ständig als Einakter gespielt werden. Sollten „Silberhochzeit“ und „Alles um Eva“ angenommen werden, so werde ich diese beiden Schwänke unter Wolfgang Hinweg lassen, um mir meinen Namen für ernste Schauspiele nicht von vornherein als Schwankdichter abstempeln zu lassen. Erst wenn ich mit meinen ernstesten Sachen Erfolg habe, ändere ich auch für die Schwänke den Namen. Fr. Wölke⁷¹ wird jetzt alles mit einem dünnen Durchschlag für Dich mitschreiben, damit Du meine Arbeiten verfolgen kannst; denn vor dem Frühjahr werden wir uns kaum sehen, es sei denn, es geht ein offizieller geschlossener Transport Berliner von dort nach hier.“

15. November 1945:

„Liebe Lieselott! Heute kann ich Dir wieder von einer Freude, die Ihr mir bereitet habt, berichten:

1.) erhielt ich Deine Karte Nr. 1 und
 2.) schon wieder ein Päckchen und zwar das vom 7. dieses Mts. (Nr. D), das wieder unversehrt war. Habt tausend Dank. Ich hatte im Augenblick der Überraschung sogar das Frieren vergessen. Ich sitze nämlich bei 8° (Zimmertemperatur) im vollkommen ungeheizten Zimmer. Nicht sehr angenehm. Alle 20-30 Minuten werfe ich den Federhalter fort, laufe in Hausschuhen (dünne alte Lacklederne) und Lederjoppe ein paar Mal im Zimmer auf und ab und rufe mir dabei laut zu: „Jetzt ist’s aber warm“! Das soll helfen; ich aber merke nichts davon. Da kannst Du Dir vorstellen, wie die mitgeschickten Stäbchen zur Wiederbelebung der Geister sofort ihrer Bestimmung zugeführt werden! [...] Meine Bühnensachen, die fertigen, stehen noch aus, die in Arbeit befindlichen werden meiner Meinung nach sehr ordentlich. Wenn’s nur nicht zu kalt zum Schreiben wäre. Für ein ernstes, sehr ernstes Schauspiel vielleicht gerade die richtige Temperatur. Noch ist ja die Tinte nicht eingefroren. [...] Sehr gefreut habe ich mich über Deine fremdsprachlichen Studien. Die Hauptsache ist die Sprache und das Lesenkönnen von Briefen usw. Das Schreiben von selten vorkommenden fremdsprachlichen Briefen müssen wir durch andere besorgen lassen; denn derartige Fertigkeiten sind bei der Vielseitigkeit Deiner Arbeit und Interessen nicht zu erreichen.

Ich weiß, dass die Freude über meine Rückkehr [...] bei Euch groß sein wird. Hoffentlich gibt’s für mich keine Enttäuschung; diesmal wär’s mein Ende. Und ich will ja auch nichts mehr, als wie ein Künstler, ein freier Schriftsteller arbeiten und leben zu können, hingehen zu können, wohin ich will und muß, ohne dass mich griesgrämige Gesichter entlassen und empfangen. Um das leisten zu können, was ich noch vorhabe, brauche ich Ruhe und nochmals Ruhe, frohe Gesichter und nur Freude und Sonnenschein. Ich lebe heute wirklich ganz zurückgezogen und für mich allein; niemand besucht mich und zu einem Besuch zu anderen kann ich mich nicht aufraffen; trotzdem bin ich zufrieden und glücklich, weil mich niemand stört und ärgert und mir die Ohren volljammert. Wenn ich das alles haben kann bzw.

nicht zu haben brauche, dann kann ich aus einer gemeinsamen Haushaltsführung nur Angenehmes an Betreuung, Verpflegung usw. haben. [...] Ich will alles versuchen, würde aber vor einer neuen Trennung dieses Mal auch nicht eine Sekunde zurückschrecken, weil ich heute erst weiß, was zufriedenstellendes Leben heißt und wie von einem solchen der ganze Arbeitserfolg abhängt. [...] Ich will es noch einmal versuchen; und Ihr wisst, was ich will und was ich brauche. [...] Deine mir übergebenen Glaswaren existieren noch. Sie sind noch bei Wölkes, weil Inge Wölke sie wegen dem Gedränge in der Bahn noch immer nicht mitzubringen wagte. Auch mein Radioapparat ist noch dort. Den Flügel habe ich nicht hier in der Wohnung; er allein ist noch in Finkenkrug,⁷² also wohl erhalten. Noch gibt's keine Flügeltransporte, sonst wäre er schon hier. Die Teilhaberin⁷³ bekomme ich bestimmt aus (dem) Verlag heraus. Aber – aber. Nach den neuesten Veröffentlichungen scheint alles Geld auf den Banken für immer gesperrt zu bleiben. Ein Verlag ohne Geld? Doch kommt Zeit, kommt Rat.

[...] Nun noch zum Verlag: Er ruht noch. Die alten Bücher kann ich nicht neu auflegen, weil für Gesellschaftsroman heute kein Papier, und andere Manuskripte habe ich zur Zeit nicht. *Wegen dem Geldmangel hatte ich ursprünglich weniger Mut, mit Verlag neu anzufangen, bevor Du deswegen schriebst. Ich wollte nur noch schriftstellern.* Du allein zwingst trotz aller Energie und allem Unternehmungsgeist den Verlag nicht, weil Dir die rein kaufmännischen Kenntnisse fehlen. Alles wäre leichter, wenn Werner da wäre und mitmachen würde.⁷⁴ [...] Zu Zweit und mit meinem Rat geht's schon anders und besser. Ich traue und mute Dir viel, sehr viel zu; aber mit Mut allein ist auch nichts gemacht. Genehmigungen irgendwelcher Art brauchtest Du heute nicht. Der alte Krepel ist Gott sei Dank fort! Wenn mir einer garantieren würde, dass ich noch fünf Jahre lebe, dann würde ich die Verlagssache rosiger ansehen. [...] In Brief 6 schreibst von Rückkehr des Instituts nach Berlin. Ich halte Lehrberuf besser als Institut; auch im Falle meines Ablebens, womit ja immer gerechnet werden muß in dem Alter. [...]"

17. November 1945:

„[...] Es ist heute mal wieder alles so wundervoll still, dass man seinen Gedanken richtig freien Lauf lassen kann. Du wirst staunen, was aus „Sieg der toten Augen“ geworden ist. [...]"

18. November 1945:

„Seit gestern Abend – meine Wirtin ist zurückgekehrt – habe ich wieder alte Akten zum Heizen bekommen. Die Zimmertemperatur ist von 8° auf 10° gestiegen; aber in der Nähe des kleinen Ofens, eines sogenannten Allesfressers, ist es wärmer. Da ziehe ich dann mit Papier und Bleistift vor den Ofen mit der großen Stehlampe. [...]"

(Fortsetzung):

„Es ist Sonntag früh. Und bevor ich an meine Arbeit gehe, will ich, wie gestern geschrieben, zu dem Problem Verlag – Lehrtätigkeit Stellung nehmen und zwar nüchtern und sachlich.

1. Möglichkeit: Ich fange den Verlag an, nur um schnellstens für Dich ein berufliches Unterkommen und eine Verdienstmöglichkeit zu schaffen. Eine Einnahmequelle bietet der Verlag im Augenblick nicht, aber auch gar nicht. Die bisherigen Bücher neu aufzulegen, für später sehr gut, im Augenblick nicht möglich; denn für Unpolitisches, für Gesellschaftsromane, für reines Unterhaltungsschrifttum liefern die Besatzungsarmeen kein Papier, und eigene Bestände gibt es nicht. Wir müssten also, um Papier zu bekommen, reine Politik in billiger Broschürenform bringen oder billige Schulausgaben von alten Klassikern, an beiden Dingen nichts zu verdienen, dafür aber die Gefahr, dass diese Sachen aus irgend einem Grunde von irgend einer Behörde angehalten werden; also Verlust anstatt Verdienst. Außerdem ist der Name des Verlages durch derartiges Schrifttum dahin. So geht es also nicht, wenn man nicht an den Augenblick, sondern an die Zukunft denkt.

Ich hatte daher folgenden Plan, den ich mit aller Energie und größtem Fanatismus verfolge: Ich muß mir so schnell als möglich bei den Besatzungsmächten und bei den deutschen regierenden Stellen einen Namen machen als Schriftsteller. Da Romane heute nicht gedruckt werden, bleibt nur die Bühne. Anerkennung der Deutschen Kulturstelle habe ich. Mit „Sonne in ewiger Nacht“ mit seiner pazifistischen Tendenz hoffe ich nicht nur deutsche, sondern auch internationale Anerkennung zu finden. Ich ringe also um diesen Stoff, um dieses Stück Tag und Nacht; denn diese Arbeit soll und muß mir alle Wege öffnen durch seine Aufführung. Wird es mit Erfolg aufgeführt, bekomme ich auch die Genehmigung, es drucken zu lassen. Da ich Inhaber eines Verlages bin, wird man meinem Verlag die Genehmigung zur Arbeit geben. Da ich aber gleichzeitig mit dem Schauspiel „Die Schuld“ an die Öffentlichkeit treten will, soll dieses ein zweiter Erfolg werden. Daneben sollen die beiden Schwänke zur Aufführung gelangen.⁷⁵ Und einige lyrische Sachen sollen auch veröffentlicht werden, vielleicht auch ein bis zwei Erzählungen. Glückt das alles, woran ich keine Minute zweifle (weil ich eben schufte und arbeite), so habe ich den Namen, den ich brauche; und niemand wird etwas dagegen haben, wenn ich den Verlag wieder eröffne. Und das Geld, das nötig ist, habe ich ja durch die Aufführungen verdient. Daß es alles so kommt, weiß ich; ich kann nur nicht sagen, ob das schon in 2 oder 3 Monaten [...] so weit ist; weil ich ja auch nach Fertigstellung der Stücke nicht weiß, wann die Bühnen für die Stücke frei sind. Da spielen ja so viele Momente mit, hauptsächlich Besetzung der Rollen mit richtigen Leuten, die frei sein müssen. Laufen die Stücke, ist meine Zeitschrift ein Kinderspiel; ja ich würde dann selbst mit meinem Namen als Herausgeber zeichnen; und (im) Verlag säßest Du bzw. Werner. So weit mein Plan. Du wirst einsehen, wie gut er bis ins Einzelne durchdacht ist; aber einen Punkt kann ich nicht fixieren: den Zeitpunkt für die Auf-

führung der Stücke, d.h. die Schaffung meines „Namens“. Und vorher ist es sehr, sehr schwer, Genehmigung zu erhalten (oder nur für politische Kleinigkeiten), Geld zu beschaffen, Manuskripte zu besorgen, Ausweis für Eignung als Herausgeber meiner Zeitschrift (und so weiter und so weiter). Alles ist zu erreichen und wird erreicht, aber ich darf nicht zur Eile getrieben werden; denn Kunstwerke, Werke von Dauer, die mir einen Namen machen sollen, lassen sich nicht in der Hetze schaffen. Dazu brauche ich Zeit und einen sorgenfreien Kopf. Und beides hätte ich, wenn die 2. Möglichkeit infrage gezogen wird. Du versuchst Lehrgenehmigung für höhere Lehranstalt zu erreichen; kannst dann, ausgestattet mit allen Genehmigungen bald nach Berlin zurück, wir sind alle zusammen; Du verdienst vom ersten Tage an, hast Zeit zum Warten auf den Verlag und ich Zeit zum Schaffen der Vorbedingungen, kannst an meiner Arbeit Anteil nehmen, mir helfen in Deiner freien Zeit, wir können alles besprechen und den Verlag gemeinsam von klein an aufziehen mit Büchern, an denen wir Freude haben. So hast Du auch Zeit, von kleinen Anfängen an, das rein Geschäftliche Dir langsam anzueignen. Entweder werde ich als Schriftsteller so groß, dass Du es als Deine größte Pflicht ansehen würdest, mir zu helfen, oder der Verlag wird so groß, dass er Deine ganze Kraft erfordert; dann gibst in jedem der beiden Fälle den Lehrberuf wieder auf. Der Verlag soll Dein Ziel bleiben; der Weg, der dahin führt, könnte aber zur Beschleunigung und sicheren Fundierung die Lehrtätigkeit sein. Und ein Vater wäre glücklich, bis er sein Werk in die Hände seiner Tochter legen kann. Die Vorarbeiten und Vorbereitungen sind für Deine beiden Berufe dieselben: Sprachen, Stenographie, Literatur! Über den Lehrberuf ist Deine Rückkehr mit Mutti eine Kleinigkeit. Die Schulbehörde selbst würde alle notwendigen Einreisebestätigungen schnellstens besorgen. Und was, liebe Lilo, willst Du noch mehr? Du kommst auf legalem Wege nach Berlin, bist bald bei Deinem Vater und kannst ihm helfen, ohne ihm wegen des Verdienstes Kopfschmerzen zu machen. Den Verlag befreie ich von der Teilhaberin und laß Dich sofort als Teilhaberin eintragen, auch neben Deiner Lehrtätigkeit. Das wird noch vorher gemacht, damit die Schulbehörde nicht Einspruch erheben kann. Ich glaube, liebe Lilo, es gibt nur einen Weg, nur ein Ziel: Über die Lehrtätigkeit nach Berlin zum Verlag. [...] Ich glaube, jetzt ist alles ganz klar; und Du hast jetzt das Wort zu Deiner Entscheidung.

Heute früh las ich nochmals alle Deine gestern erhaltenen Briefe durch. [...] Wie Du schreibst, [...] bestände die Möglichkeit, dass das Institut geschlossen nach hier geht. [...] Die geschlossene Rückkehr mit dem Institut nach Berlin wäre mir am sympatischsten. Aber laß Dich dort nicht überreden, nur zu Verhandlungen nach hier zu gehen und dann wieder zur Berichterstattung zurück. Das sollen die Männer machen; Frauen haben auf diesen heimlichen Wegen mehr zu verlieren als nur die Brieftasche!! [...]“

23. November 1945:

„[...] Auf Friedhof ist für Totensonntag alles wieder wundervoll. Beide Gräber ⁷⁶ dicht mit Tanne zugedeckt, außerdem 2 große Kränze. Sonntag früh fahre ich zu meines Vaters Grab ⁷⁷ mit 2 Sträußen, die ich heute mitbrachte und die auf „meinem“ Balkon liegen.“

26. November 1945:

„[...] Nun fragst Du nach Wörterbüchern. Liebe Lilo, Monate hat es gedauert, bis ich für mich folgende Wörterbücher besorgen konnte: Lateinisch – Deutsch, Altgriechisch – Deutsch und Italienisch – Deutsch. Diese Bücher brauche ich für meine philosophischen Werke. Bisher war es mir noch nicht möglich, trotz mancher guten Beziehung, Englisch – Deutsch und Französisch – Deutsch zu besorgen, weil diese Sprachen bzw. ihre Wörterbücher in Berlin jetzt zu sehr getrieben bzw. gebraucht werden. Ich bleibe aber weiter darum bemüht.

In Deinem Brief Nr. 12 schreibst Du nun wegen einem kleinen Heizkörper. Wir haben hier 220 Volt in Schöneberg, aber Gleichstrom (nicht Wechselstrom), deshalb kann ich auch meinen Radioapparat nicht gebrauchen. Kannst Du einen Gleichrichter beschaffen? Da wir ab 1.12. mehr Strom verbrauchen dürfen, würde ich mich über einen derartigen Heizkörper sehr freuen; denn er könnte doch wenigstens dazu dienen, mir hin und wieder wenigstens die Finger aufzuwärmen, damit ich weiter schreiben kann. Ich sage Dir schon jetzt vielen Dank, dass Du mir auf diese Weise helfen willst. [...] Diesem Brief füge ich wieder 5 RM bei für Portoauslagen. Außerdem eine in der Nacht zum Totensonntag entstandene lyrische Arbeit „Fest der Toten“. Mir geht es nicht nur gut, sondern sogar von Tag zu Tag besser; hoffentlich zeigt sich jetzt auch bald der erste Arbeitserfolg.“

Gedicht, entstanden in der Nacht vom 24. zum 25. November 1945
(Totensonntag):

„Fest der Toten“

„Mitternachtsstunde!

Der Tag der Toten beginnt.

Ruhig ist es und still um mich,

und doch bin ich nicht allein!

Ich schmückte nicht nur ihre Gräber,

Auch ihre Bilder sind mit Tanne bekränzt;

Ist doch heute ihr Feiertag,

sind sie doch heute alle bei mir.

Alle, um die ich einst weinte,
als sie schieden von dieser Welt,
sind in dieser Mitternachtsstunde bei mir,
schauen mich an und lächeln.

Ja sie lächeln, lächeln vor Freude,
dass ich täglich ihrer gedenke,
dass ich glaube an sie, dass sie mein Stolz geblieben,
dass ich erlebe täglich neu ihren Segen.

Sie allein sind es, die mich führen und leiten,
die mir zur rechten Zeit geben die rechten Gedanken,
die mich verließen, um bei mir zu sein,
um für immer bei mir zu bleiben.

Vater, Mutter und Wolfgang, Du,
ich habe Euch nicht verloren.
Ich glaube an Euer Weiterbestehn,
an ein Wirken um mich und in mir.

Verlasst mich nie;
Denn nur mit Euch kann ich leben,
leben für die, die mich noch brauchen und lieben,
denen ich das bin, was Ihr mir seid.

Mitternachtsstunde!
Vater, Mutter und Wolfgang, Du!
Haltet Feierstunde mit mir bei brennenden Kerzen
Und lasst uns gedenken der in der Ferne.

Behütet auch sie,
bis sie heimgekehrt sind zu mir,
heimgekehrt sind auch zu Euch,
heimgekehrt sind zu neuem Lebensbeginn.

Mitternachtsstunde!
Kerzenschimmer!
Tannengeschmückte Bilder der Toten!
Feierstunde der Seligen!“

1. Dezember 1945:

„Ich sitze mitten im III. Akt von „Sonne in ewiger Nacht“ und da gönne ich mir kaum eine Atempause. Trotzdem, wenigstens im Telegrammstil ein Brief an Dich. [...] Deine Erfolge im Englischen in Bezug auf die geglückte Übersetzung des Spruches sind wirklich gut. Nur arbeite nicht zu viel; denn Berlin wird viel Kraft brauchen, deshalb nun meine Bitte: Sammle an Kräften so viel Du kannst; hier gibt's nichts zuzusetzen. [...] Meine Stimmung soll dadurch etwas gehoben werden, dass ich hoffe, zum letzten Mal Weihnachten allein sein zu müssen. [...] *Ein Satz aus Deinem Brief hat mich besonders gefreut: „Man muß immer Augen haben für das, was man hat, und nicht für das, was man nicht hat.“ Das ist meine Philosophie der Zufriedenheit, die ich immer gepredigt habe; denn in ihr allein liegt alles Lebensglück.* Wenn Ihr mit solchen Gedanken zurückkehrt, muß mein Alter nochmal schön werden. Wegen meiner Lyrik schrieb ich Dir schon. Wenn ich sie meinen Bekannten vorlas, gab es meistens Tränen. Also blieb die Wirkung nicht aus. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo Du an meinen Arbeiten Anteil nimmst; und das ist eine große Freude für mich. Ich werde hoffentlich noch viel schaffen; und Du wirst noch viel Freude daran haben, und, so Gott will, auch noch mal stolz darauf sein und vielleicht auch noch mal einen Nutzen daraus haben! [...] Aber zunächst muß ich meine zwei Schauspiele abgeliefert haben; denn davon hängt für uns alle sehr viel ab, nämlich Zeitschrift und dann auch Verlag. Auf den Heizkörper freue ich mich schon sehr. Wenn es durchführbar ist, hätte ja gerne einen Trockengleichrichter gehabt für mein Radio. [...] Meine Wirtin ist noch immer fabelhaft. Wenn sie so bleibt, könnt Ihr bis zum Frühjahr ohne Sorge um mich sein. [...]"

6. Dezember 1945:

„Eigentlich kann ich es gar nicht verantworten, schon wieder einen langen Brief zu schreiben; denn die Arbeit liegt in Massen um mich herum, denn um den 1. herum habe ich sehr viel mit der Hausverwaltung zu tun⁷⁸. Heute aber trafen ein: Briefe Nr. 17 u. 18 und Päckchen L, M, N und O. Und da war die Freude so groß, dass ich wenigstens kurz schreiben will. [...] Am Sonntag werde ich selbst den Heizkörper zusammen bauen, denn da bin ich allein, und es merkt niemand, wenn ich vielleicht die Sicherung durchhaue. Vielen Dank für die viele Arbeit, die Du Dir damit gemacht hast. Wie ich Dir schon schrieb, hat mir die Kammer eine Bescheinigung angeboten, so dass ich jetzt etwas mehr Strom verbrauchen darf. [...] Hier in Berlin gibt es noch keine Eilboten-Bestellung; also spare die Kosten. Wegen dem Bindfaden hast schon recht; nicht nur bei den ersten Päckchen, sondern stets geht er ganz in kleine Stücke vor --- Neugier und Freude. Von dem Papier, Akten, die mir meine Wirtin zum Verheizen gibt, sammele ich aber den Friedensbindfaden, mit dem die Akten verschnürt sind, und sende ihn ein. [...] Ich sende diese Woche noch einen Durchschlag ab von der neuen Fassung „Sonne in ewiger Nacht“, dem früheren „Mag der Tote lügen“. Das sollt Ihr Drei⁷⁹ aber erst zu Weihnachten lesen.

An verschiedenen Stellen werde ich noch die Sprache etwas ändern; aber von den bühnenfertigen Exemplaren kann ich dann keins mehr abgeben. Hoffentlich habt Ihr Freude dran; denn verschiedene Stellen sind so gut, dass sie mir sogar selbst gefallen. Am besten, jemand von Euch liest mehrere Auftritte erst einmal allein und dann laut [...] Derartige Sachen verlangen eben etwas, oft sogar viel Pathos. Die Regieanweisungen müssen leise und ohne jede Betonung gelesen werden. Erst wenn Ihr es so lest, wird die Wirkung da sein. Wenn ich daraus vorlese, sind immer noch Tränen geflossen. Wenn Du mich wegen meiner Arbeiten beruhigen willst, so ist das schon gut gemeint. Ich muß aber bald zu einem Erfolg und damit zu einem Verdienst kommen; denn den brauche ich sehr bald, weil hier noch [...] alle Konten gesperrt sind. [...] Übrigens gehen mir jetzt die Haare so sehr aus, dass Du wohl nicht nur einen sehr gealterten sondern auch einen kahlköpfigen Vater vorfinden wirst, aber einen, der den Kopf voller schriftstellerischer Pläne hat und fanatisch arbeitet, um einen Erfolg zu erringen. [...]"

20. Dezember 1945:

„[...] Wenn Mutti jetzt wirkliches Verständnis für mich, für meine schöpferische Arbeit usw. haben wird, dann ist es schon alles ganz gut so. Und wenn Du noch eine Lehrtätigkeit zugewiesen bekommst, ganz gleich wo [...] und wir können dann in Deiner freien Zeit noch gemeinsam arbeiten, dann können wir schon zufrieden und glücklich sein. [...] Morgen gehe ich zum Friedhof und bringe auch gleich meinen Weihnachtsbaum (Baum im Topf) mit. Am Heiligabend vormittags gehe ich nochmals zu Wolfgang und am 1. Feiertag zu meines Vaters Grab. [...]"

30. Dezember 1945:

„Ich habe meinen Abendbrottisch abgetragen, und bevor ich an meine Arbeit gehe (ich verbessere noch immer am 3. Akt von „Die Schuld“, weil er mir noch immer nicht genügt; denn *„sei mit allem zufrieden, nur mit Dir selbst nicht; erst dann wirst Du glücklich sein“*, schrieb ich einmal in mein Skizzenbuch), will ich Dir noch schnell ein paar Zeilen schreiben, damit mein Sylvesterbrief nur für meine Sylvestergedanken frei bleibt. Das Abendessen war köstlich, war es doch rein „schwarzenfeldisch“: Brot, Butter ..., Wurst, Käse, alles von Euch. Heute Mittag gab es Haferflockensuppe auch aus Schwarzenfeld. Soll ich da nicht zufrieden sein? Ich muß es, obwohl es heute bei mir gar nicht geheizt ist, aber zum Verfrieren ist es auch nicht. [...] Daß Du mit Englisch und Französisch jetzt eine Pause machen musst, ist mir sehr recht; denn es ist mit meinen Briefen, d. h. mit Deinen Briefen an mich schon sowieso viel Zeit verbunden. [...] Daß Werner sich gar nicht meldet! Aber Du kennst ihn ja. Zu solchen Dingen lässt er sich eben Zeit. Ich bin der festen Ansicht, es geht ihm gut. Es ist durchaus möglich, dass er Deine Anschrift nicht hat; denn viele, viele haben alle ihre Papiere verloren. Nun muß ich aber Schluß machen; denn die Arbeit ruft furchtbar. Der III. Akt muß noch im alten Jahr

bühnenreif werden. Fr. Wölke macht schon Reinschrift vom I. Akt, eine Copie für Dich auch. Aber dieses Stück muß mit echter Schauspieler-Sprache vorgelesen werden. Selbst lesen ist halber Genuß. Den ersten Akt hat schon ein Herr von der Kammer gelesen; er beurteilte ihn als philosophische Abhandlung; rechtlich ist er so verzwickt, dass ich sogar meinen Anwalt befragen mußte. Der genaue Titel ist: „Die Schuld. Ein Spiel um Sünde, Lüge, Liebe“. Der I. Akt: die „Sünde“, der II. die „Lüge“, der III. die „Liebe“. Die Entstehungsgeschichte schreibe ich noch; ich erhielt Anregung dazu durch eine Frau Wilke, die zu Frau Wölke kam und in meiner Gegenwart eine Begebenheit aus ihrer Verwandtschaft erzählte. Kaum war die Frau fort, sprang ich auf und schrieb den I. Akt herunter, zunächst als „Einakter“; später folgten die 2 weiteren rein konstruierten Akte. So, jetzt seid Ihr neugierig. Das Stück ist sehr frei und für ganz modernes Theater bestimmt, von A-Z ernst gestimmt.“

31. Dezember 1945:

„Liebe Dora, liebe Lieselott!

[...] Vor mir auf dem kleinen runden Tisch am jetzt noch kalten Ofen steht noch mein kleines Weihnachtsbäumchen, darunter die Bilder und 3 Kerzen. Vor 24 Uhr werden die dann angezündet. Und nun zum alten Jahr. Was gibt es da viel zu sagen. Es war ein furchtbares Erleben. Und doch können wir zufrieden sein; denn alle leben wir. Das ist wie ein Wunder. Und dazu haben wir noch die Hoffnung auf ein nicht allzu fernes Wiedersehen. [...] Und für das neue Jahr? Ein großes Fragezeichen liegt vor uns. Gewiss ist uns nur, dass wir alles verloren haben, dass wir arm geworden sind an irdischen Gütern. Aber wir sind noch immer reich an Kräften, die in uns wohnen, die uns den Willen und die Freude zur Arbeit geben und damit zum neuen Anfang. Ich selbst weiß für mich, dass ich schweren Zeiten entgegen gehe, wenn ich Schriftsteller bleiben will. Und das ist mein größter Wunsch. Gern will ich vieles entbehren, um zu einem Erfolg zu kommen. Heute früh um 3 Uhr habe ich „Die Schuld“ beendet. Und um 12 Uhr heute Nacht will ich mit einem neuen Schauspiel beginnen. Mit Arbeit, mit einem neuen Bühnenwerk will ich das neue Jahr beginnen. Möge ich geistig und körperlich auch die schwerste Arbeit überstehen, bis der Erfolg kommt, an dem in erster Linie Ihr Freude haben sollt. Ich weiß, ich werde es im neuen Jahr sehr, sehr schwer haben; aber ich gehe voller Hoffnung und Zuversicht ins neue Jahr. Mein „Dennoch“ und mein „Ich will“ sollen mir in allen Lebenslagen voranleuchten. Und Wolfgang wird mich führen und meine Arbeit segnen: Und das gibt mir Kraft und Hoffnung.

Dir, liebe Dora, wünsche ich für das neue Jahr eine glückliche Heimkehr und viel, sehr viel Verständnis zu meiner Arbeit. Ferner Gesundheit, viel Ausdauer und Zufriedenheit, damit Du für uns alle sorgen kannst, was heute nicht leicht ist.

Dir, liebe Lilo, wünsche ich ebenfalls eine glückliche Rückkehr nach Berlin und in ein wieder gewonnenes Elternhaus, wenn es auch am Anfang sehr bescheiden

sein wird. Es soll Dir aber Freude geben und Kraft zu Deinem neuen Beruf, den ich Dir von ganzem Herzen wünsche und den Du bei bester Gesundheit recht bald ausüben mögest. Und dann sollst Du in der Arbeit mit mir und für mich viel Freude und Befriedigung finden. Und schließlich? Daß Dein Werner recht bald den Weg zu Dir finden möge.

So wollen wir alle zusammen im Glauben an Wolfgang das neue Jahr beginnen. Es muß trotz aller schweren Arbeit schön werden. Es muß! *Nicht das Leben meistert uns, wir müssen es meistern.* [...] Möge das neue Jahr uns Dreien den lang ersehnten häuslichen Frieden bringen. Und nun den letzten Gruß im alten Jahr. Es war doch schön, denn es hat uns den Weg zum gemeinsamen Anfang gewiesen. Euer Vater“

14. Januar 1946:

„[...] Aber der 14. gehört mit seinen 2 * 7 eben zu meinen Glückstagen. Und so auch heute. [...] fuhr erst mal zu meinem Buchbinder Nähe Nollendorfplatz. Am Mittwoch ist „Die Schuld“ gebunden; geht dann an Dich ab. Dann zu meinem Papierhändler, Bülowstr., [...] Vor der Rückfahrt zum Volksbildungswerk. Übergab meinem Betreuer, der mich strahlend empfing, [...] „Sonne in ewiger Nacht“. In 10 Tagen will er und die Theaterstelle das Stück gelesen haben [...] Hoffentlich fällt die Kritik gut aus. [...] Dann wollte ich dem Musik- und Theaterverein Schöneberg-Friedenau (Schöneberg und Friedenau gehören jetzt zu einem Bezirk) beitreten und sagte ihm das. Da führt mich dieser Mann zu einem ganz anderen Herrn, dem Leiter von „Neues Leben“ (die neue Jugendbewegung mit gleichlautender Zeitschrift), stellt mich dort als Dramatiker vor, sehr talentiert und begabt, dessen Bühnenstücke anerkannt werden. Und dann verabschiedet er sich. Nun hat man mich für diese Sache geworben, man erwartet von mir zeitgemäße Bühnenstücke vom Ein- bis Dreiakter, die gespielt werden sollen. Ich kann wenn ich will, meine Stücke dort erst mal unter irgend einem anderen Künstlernamen durch wirklich erstklassige Laienbühnen, die für die Öffentlichkeit spielen, aufführen lassen, um sie selbst zu prüfen auf ihre Wirksamkeit. Gefallen die Stücke, so gehen sie unter meinem Namen oder Künstlernamen⁸⁰ an die Öffentlichen Bühnen. Ich kann dann noch ändern, was ich will. Sie beginnen ihren ersten Abend mit einem Einakter von einem sehr bekannten Berliner Dramatiker, dessen Namen ich zunächst nicht nennen soll; deshalb verschweige ich ihn auch in diesem Brief. Ich versprach den Herren meine Mitarbeit und ein neues Lustspiel „Die Frau Baronin“, das die Aufteilung der großen Güter behandelt. Wenn ich mir die Kritik über „Sonne in ewiger Nacht“ hole, habe ich versprochen, wieder zu den Herren zu gehen, weil einer von ihnen heute nicht zugegen war. Mir war warm geworden, und sehr, sehr zufrieden zog ich zum Postamt, wo ich den gestrigen Brief an Dich aufgab. [...] Du siehst, liebe Lilo, wenn man wirklich arbeitet, muß eines schönen Tages doch der Erfolg kommen. Und es fängt schon an; denn die Mitarbeit an „Neues Leben“, vom Magistrat, also von der

Regierung unterstützt, ist mir sehr wertvoll. Habe ich die „Sturmvögel“ im ersten Entwurf fertig, dann schreib ich sofort „Die Frau Baronin“ [...] Die Leute sollen sehen, daß ich wirklich Dramatiker bin. Ich werde und muß es erreichen. Glaubst Du nicht auch?

Wenn Ihr nur erst hier wärt, daß ich mich um die „Wirtschaft“ nicht so sehr zu kümmern brauchte. Übrigens, ehe ich es vergesse, Euere beigegepackten Sachen sind gut angekommen und ordentlich aufbewahrt. Nun ist es aber genug; denn mein Köppchen soll noch etwas rauchen. [...]

Sagt mal, was eßt Ihr eigentlich, wenn Ihr mir alles herschickt? Ich soll Euch wohl pflegen, wenn Ihr schwach und wacklich hierher zurückkommt? Meine Sorgen um Eure Verpflegung werden jetzt bestimmt größer als die um mein Sattwerden.“

17. Januar 1946:

„[...] Anbei mein Schwank „Moralin“ in letzter Fassung, zum Lesen für Euch und Vorlesen für Eure Freunde. Stück von Kammer groß anerkannt. [...] Anbei „Die Schuld“. Und ich bitte um milde Beurteilung. Mit Nr. 37 sandte ich „Moralin“ als Gegenstück und als Beweis, was man aus einer kleinen Erzählung machen kann; denn die Kernidee zu Moralin gab Mutti von ihren Kölner Verwandten. [...] Hoffentlich hast Du mit Deinen Nachforschungen nach Werner Glück. Das wünsche ich Dir von Herzen.“

19. Januar 1946:

„[...] Die letzten Päckchen sind also nur 5 Tage gegangen. Ist das nicht eine postalische Leistung? Deine Bluse und Kleid hängen auf Bügeln im Schrank. Alles andere wird sorgfältig aufbewahrt. Herzlichen Dank für das für mich Bestimmte. Daß Ihr schon so für später vorsorgt, finde ich großartig. Körperlich geht's mir gut; nur die Nervenkraft nimmt etwas ab. Habe aber auf dem von mir verwalteten Grundstück eine Apothekenbesitzerin (früher Gumbinnen), 69 Jahre alt; die richtet jetzt wieder Apotheke ein; sie hat mir alles zugesagt, was sie beschaffen kann, sobald Apotheke geöffnet ist. Sie schenkte mir letzthin 1000 gr. Brotmarken; am Dienstag bin ich wieder auf dem Grundstück, da soll ich hinkommen, sie bewahrt für mich Milch auf; die soll ich heiß trinken, weil ich immer so verfroren nach Mariendorf komme. Es gibt doch noch treue Seelen auch unter fremden Menschen. Wenn nur mal hin und wieder ein paar Zigaretten zu bekommen wären. *Tee kann ich nicht mehr rauchen, bekomme danach Magenschmerzen.* So rauche ich oft mehrere Tage hintereinander nicht eine Zigarette. So könnte ich sie schon entbehren; nur bei meiner Nacharbeit fehlt sie mir sehr. [...]"

Die Möglichkeit, dass die Tochter nach München ginge, lässt Walter Herforth um seine Pläne fürchten. Nach dem folgenden, etwas gereizten, Brief des Vaters bleibt Lieselott Herforth wohl kaum etwas anderes, als nach Berlin zurückzukehren.

6. Februar 1946:

„[...] Du schreibst, Du gehst am 16. II. auf Urlaub. Ja, steht es denn schon fest, dass Du aufhörst, weil Du nach München gehen (wirst)? Da habe ich mir wohl gestern alle Arbeit umsonst mit Deinen Briefentwürfen gemacht? Also von meinem Kammerpiel „Die Schuld“ bist Du noch immer so begeistert. Sag’ mal, Du schreibst, daß „alle unsere Freunde“ gerührt waren und daß Du noch niemanden gefunden hast, der damit zufrieden gewesen wäre, zwischen den einzelnen Akten kleine Pausen zu machen. Ja wie vielen Leuten oder Menschen hast Du denn das Stück vorgelesen? Und wievielmals hast Du es denn schon vorgelesen? Kannst es schon bald auswendig? Gestern um 1/2 6 Uhr kam eine Buchhändlerin zu mir, die ich besonders als Zeuge (politisch) gegen die Großer⁸¹ brauche. Ihre Bahn (die letzte übrigen) ging um 1/2 9. Um 3/4 8 bat sie mich, doch noch etwas vorzulesen. Ich las den I. Akt von „Die Schuld“; nach dem I. Akt klappte ich das Buch zu, denn der Zug meiner Zuhörerinnen ging ja in wenigen Minuten. Die saß aber mit hochrotem Gesicht da und bat, daß ich weiterlesen sollte. Als ich alle drei Akte gelesen hatte, ging sie fast wortlos fort. Ihr Zug war auch fort, und sie musste zu Fuß laufen. Erfolg auf meiner Seite! Nun, Du hast für dieses Spiel größte Hoffnungen. Ich wünschte nur, Deine größten Hoffnungen würden zu größten Erfolgen. Du fragst nach „Die Sturmvögel“. Ja, liebe Lilo! Die liegen fest und rühren sich nicht; denn 1.) hatte ich zuviel mit der Verwaltung zu tun und 2.) scheine ich im Augenblick etwas zu versagen. Eigentlich wollte ich Dir ja noch nichts schreiben; aber ich kam heute dazu, wie Frl. Wölke dabei war, Dir zu schreiben, denn sie sieht auch, daß ich langsam wieder körperlich weniger werde, und dadurch meine Nerven sehr angegriffen. Da ich Dir versprochen hatte, Dir zu schreiben, muß ich schon Wort halten; denn Dein Schock wäre zu groß gewesen, wenn Du von Frl. Wölke Nachricht erhalten hättest. [...] Nun bekomme nur nicht gleich einen zu großen Schreck. Noch bin ich nicht zusammen gekracht; aber ich sehe seit 14 Tagen viel schlechter aus und nehme auch an Gewicht wieder ab, darunter leiden natürlich meine Nerven so, daß ich oft mehrmals am Tage Weinanfälle bekomme. Und woran fehlt es? Ich schrieb Dir schon, dass ich bis Ende März nicht eine Kartoffel mehr habe, was bedeutet, dass ich nicht im Lokal essen kann. Auf dem Kohlenherd kann ich nicht kochen, weil mir das Brennwerk dazu fehlt. Und an Gas dürfen wir drei getrennt wohnenden Personen zusammen täglich 0,530 qm verbrauchen. Das langt für mich zu morgens Kaffee, mittags eine Suppe und vielleicht abends noch zu Tee. Ich bin also viel auf kaltes Essen angewiesen. Und dazu fehlt mir alles. Hintenherum kann ich nichts kaufen, weil mir die Geldmittel dazu fehlen; denn man zahlt hier für 1 Brot 80-100 M, für ein Pfund Zucker 90-150 M, 1 Pfund Fleisch 150, 1 Pfund Butter rund 450, [...] Da kann ich nicht mit; denn ich verfüge über derartige Gelder nicht. Du wirst nun wissen wollen, was Du für mich tun kannst. Ich könnte dringend gebrauchen alles an künstlichen Stärkungsmitteln, was es gibt. Dann Brötchen (Roggenbrötchen), hin und wieder etwas Fett und mal etwas als Brotbelag. Wenn

Ihr aber nun denkt, Ihr könnt mir nun alles schicken, was Ihr Euch vom Munde absparen könnt, dann irrt Ihr, denn unter diesem Eindruck würde ich nichts essen können; ja ich würde es sicher fertig bekommen, haltbare Sachen bis zu Eurer Rückkehr aufzubewahren. Auf der anderen Seite möchte ich doch aber nicht zu sehr wanken, wenn Ihr zurückkommt; denn dann würdet Ihr sicher sehr traurig sein. Also schreibe ich, wie es um mich steht. Ich möchte nicht erst schreiben, wenn ich wieder soweit bin, wie ich schon einmal war. Aber, liebe Lilo, glaub es mir bitte bestimmt, noch halte ich mich sehr gut; es ist nur die große Angst davor, es könnte wieder schlechter werden. Und für meine Nerven, wenn irgendwie aufzutreiben, etwas Tabak. Tagelang nicht eine einzige Zigarette, und dann Dramen schreiben, ist einfach nicht möglich. Und an Annelie⁸² möchte ich nicht mehr schreiben; das habe ich schon vorher getan und sie hat auch geschickt; aber ich glaube, sie hat auch nichts mehr. Ich lebe schon tagelang nur von Wassersuppen und trocken Brot. Ja nun weißt Du alles. Ich habe jetzt meine Pflicht getan; wenn mir dieser Brief auch sehr schwer gefallen ist. Aber ich möchte doch zu gerne durchhalten, bis Ihr kommt.

Für heute genug. Morgen schreibe ich mehr. Herzl. Grüße Euer Vater
(Fortsetzung desselben Briefes) Berlin, den 9.II.46

Liebe Lilo!

Den vorstehenden Brief hatte ich bis heute liegengelassen, weil ich es einfach nicht fertig bekam, ihn abzuschicken; denn immer wieder sah ich Euch im Geiste ratlos umherlaufen und nachsinnen, wie Ihr mir helfen könnt. Sicher hättet Ihr alles, was Ihr noch liegen hattet, eingepackt und mir hergeschickt. Und das wollte und durfte ich nicht zulassen, weil ich es hätte nicht verantworten können. Es hat sich nun die Lage etwas geändert. Heute wurde ich von einem Herrn, den ich schon 15 Jahre kenne, gefragt, ob ich nicht eine Schreibmaschine verkaufen wollte; davon ich habe doch zwei. Ich hätte sofort zugesagt, aber ich überlegte, was wir mit einer einzigen Maschine anfangen, [...]. Als ich nach Hause kam und Frl. Wölke von dem Angebot sagte und meinen Bedenken, gab das junge Menschenkind mir folgende Antwort: „Und was machen wir später mit zwei Maschinen, wenn Sie nicht mehr arbeitsfähig sind?“ Darauf konnte ich nur sagen: „Genau so würde meine Tochter auch antworten und entscheiden.“ Und so werde ich am Dienstag dem Herrn sagen, er könnte die Maschine haben; ich brauche sie noch bis Mittwoch, weil Frl. Wölke mitten in einem Manuskript ist und vor Mittwoch nicht fertig sein kann. Was ich für die Maschine bekommen soll, schreibe ich in einem anderen Brief. Du wirst, glaube ich, zufrieden sein; denn mein Nervenzustand zwang mich dazu. Auf der Fahrt zu dem Herrn bekam ich in der Straßenbahn wieder einen Weinanfall; und da mich alle Menschen dumm ansahen, bin ich ausgestiegen und mit der nächsten Bahn weitergefahren. Aber in der nächsten Woche wird das nun bestimmt anders werden, dann [...] werde ich mal 8 Tage Pause in meinem Schreiben eintreten lassen, dafür mal schlafen und auch spazieren gehen. Vom vorigen Sonntag bis heute bin ich

nicht aus meiner Stube gekommen, weil ich zu allem noch große Schmerzen an meinem [...] Zeh hatte, so daß ich keine Schuhe anziehen konnte. Jetzt könnt Ihr also ohne Sorgen um mich sein, und wenn alles klappt, braucht Ihr für mich nur, wenn es Euch möglich ist, mal ein Stück Brot oder Roggenbrötchen schicken. Dann komme ich glänzend aus und auch wieder hoch. Ich verspreche Dir, daß ich Dir laufend berichten werde.

Inzwischen sind nun wieder angekommen: Päckchen Z, a, b, c. [...] Außerdem kam an Brief Nr. 49. Es fehlt also nur noch Brief 47. Für alles herzlichen, vielen herzlichen Dank. Das Brot war noch sehr gut; und die Butter kam zur rechten Zeit. Heute kam auch von Annelie ein kl(eines) Päckchen wieder mit etwas Tabak. Aber ohne Brief. Auch für Muttis Brief vielen Dank. Bitte übersetze oder laß übersetzen den beiliegenden russischen Zettel, den ich schon von August liegen habe. Ich hatte seiner Zeit auf Grund eines Aufrufes in der Zeitung den Verlag zum xten Male angemeldet. Da ich aber in der amerikanischen Zone wohne, nehme ich an, daß die russische Behörde als nicht zuständig sich nur gemeldet hat. Aber schicke mir Original und Übersetzung doch recht bald mal zurück.


Sonst nichts Neues. Der 2. Akt zu „Sturmvögel“ ist nun auch fertig. Aber wie gesagt, jetzt mache ich erst mal eine Pause von 8 Tagen. Und nun zum Schluß nochmals die große Bitte: Macht Euch keine Sorgen um mich; ich halte durch. Und Ihr seht doch, ich tue alles, um mich gesund und bei Kräften zu erhalten, denn ich muß Euch gesund wiedersehen.

Erfüllt mir nur die eine Bitte, dass Ihr Euch keine Sorgen meinetswegen macht. Herzliche Grüße und herzlichen Dank Euer Vater“

6. INDUSTRIEPHYSIKERIN IN BERLIN-OBERSCHÖNEWEIDE

Mutter und Tochter kehrten Anfang März 1946 von Schwarzenfeld nach Berlin zurück. Lieselott Herforth wohnte 1946 zunächst in Berlin-Friedrichshagen, Fürstenwalder Damm 460, dann in Berlin-Schöneberg, Albertstraße 7.⁸³ Der Übertritt in den Schuldienst war vom Vater noch keinesfalls hinreichend vorbereitet worden. Lieselott Herforth erinnerte sich später, dass sie Hartmut Kallmann traf, der aber derzeit keine bezahlte Stelle – zum Promovieren – für sie hatte, sie aber mit seinen Empfehlungen in das Oberspreewerk in Berlin-Oberschöneeweide schickte. Sie folgte Kallmanns Rat, musste sie doch, schon der Lebensmittelkarten wegen, dringend eine bezahlte Arbeit finden. Die Hoffnungen des Vaters auf einen Durchbruch als Schriftsteller hatten sich noch nicht erfüllt, ihr Einkommen war zum Unterhalt der Familie dringend erforderlich. Bereits am 1. April nahm sie die Tätigkeit als Industriephysikerin im Oberspreewerk auf, unter dem Direktor Dr. Steimel. Sie arbeitete in der Röhrenfertigung und war mit Entwicklungsarbeiten betraut. Bereits nach

einem halben Jahr, zum 1. Sept. 1946, erhielt sie eine Gehaltserhöhung. Ende Dezember 1946 verließ sie das Werk, um zu promovieren.



Oberspreewerk
ЗАВОД „ОБЕРШПРЕЕ“

Berlin - Oberschöneweide, Ostendstr. 1-5 Берлин - Обершеневайде, Остендттрассе 1-5

Drahtwort Oberspreewerk	Fernsprecher 63 20 86 67 25 25	Bestimmungsbahnhof Berlin - Schöneeweide	Postcheckkonto 338 92 Berlin
Bankkonto: Berliner Stadtkontor Bezirksbank Köpenick		Zweigstelle: Oberschöneweide, Wilhelmminhofstr. 32 Konto-Nr. 8112	
Teleграф. адрес Завод Оберспреэ	Телефон 63 20 86 67 25 25	Ж - д. адрес Берлин - Шеневайде	Кассенское Отделение горбанка Берлин счет № 155/868

Ihre Zeichen Ihr Schreiben vom Unsere Zeichen Tag
Ваш знак Ваше письмо от Наш знак Дата

Ber/Bi 31.12.46

Берлинское
Отделение горбанка
Берлин счет № 155/868

Z E U G N I S
=====

Frl. Lieselott Herforth, geb. 13.9.1916, war seit 1.4.1946 in unserem Werk als Physikerin tätig. Sie wurde hauptsächlich mit Entwicklungsarbeiten an Ignitrons im Prüffeld beschäftigt. Ausserdem wurde sie mit der Überführung von KippSchwingröhren in die Fertigung betraut. Die Arbeiten von Frl. Herforth zeichneten sich durch Gründlichkeit und Ausdauer besonders aus.

Die Führung war einwandfrei.

Wir wünschen Frl. Herforth, die uns heute auf eigenen Wunsch verlässt, für die Zukunft das Beste.

Oberspreewerk

[Handwritten signatures]

Abb. II.17: Zeugnis Oberspreewerk

Sie hatte gemeinsam mit den Eltern überrechnet, dass ihre finanziellen Rücklagen ausreichen, um eine unbezahlte Doktorandenstelle anzutreten, sie sich aber keinesfalls mehr als zwei Jahre Zeit bis zur Promotion leisten könne⁸⁴. Seit Frühjahr 1947 war die neue, nun gemeinsame, Anschrift der Familie Herforth: Berlin-Lichterfelde-Ost, Jungfernstieg 12.⁸⁵ Im Januar 1947 schied Frau Lucie Großer aus der „offenen Handelsgesellschaft“ aus, „die Einzelfirma wird von Herrn Walther Herforth als alleinigem Inhaber betrieben“⁸⁶. Zu dieser Zeit war die Anschrift von

Walter Herforth noch „Ebersstraße 78“. Lieselott Herforth wurde nicht als Gesellschafterin eingetragen. Der Verlag wurde offensichtlich nicht wiederbelebt; 1975 wurde er offiziell aus dem Handelsregister gestrichen.⁸⁷

7. PROMOTION AM KWI FÜR PHYSIKALISCHE CHEMIE UND ELEKTROCHEMIE BERLIN-DAHLEM

Hartmut Kallmann, der Doktorvater⁸⁸

Hartmut Kallmann (*5. Februar 1896 Berlin, †11. Juni 1976 München) hatte an der Univ. Berlin Chemie und Physik studiert, 1920 bei Max Planck promoviert und sich 1928 zum PD habilitiert⁸⁹; seit 1920 arbeitete er am KWI für Physikalische Chemie und Elektrochemie in Berlin-Dahlem, wo er bald Abteilungsleiter und die rechte Hand des Direktors Fritz Haber wurde. 1929 gelang ihm gemeinsam mit Fritz London die quantenmechanische Beschreibung der Energieübertragung zwischen atomaren Systemen. Der Besuch internationaler wissenschaftlicher Tagungen hatte ihn nach Prag, Paris, Zürich geführt. Von der Rockefeller Foundation New York waren ihm Mittel zum Bau einer Hochspannungsanlage, die er für seine Versuche brauchte, zur Verfügung gestellt worden. Aufgrund des „Arierparagraphen“ des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 verlor er seine Rechte als PD an der Universität und wurde im Herbst 1933 auch aus dem KWI entlassen. Angebote aus dem Ausland nahm er nicht an, da er gerade mit den Versuchen an der neuen Anlage begonnen hatte. Ein Angebot der IG Farben ermöglichte ihm, diese Versuche fortzusetzen. Besonders hervorzuheben ist das von ihm entwickelte Verfahren der „Neutronen-Radiographie“. Nach vorherigen Einschränkungen wurden ihm 1939 das völlige Publikationsverbot und die Einstellung seiner Forschungen auferlegt. Die Ausreise war nun nicht mehr möglich, da ihm bereits 1938 der Pass abgenommen worden war. Von Hause aus wohlhabend, hat er während der NS-Zeit sein Vermögen nahezu ganz eingebüßt. Der Lebensunterhalt seiner Familie wurde weitgehend durch einen Patent-Vertrag gesichert, den die IG Farben mit ihm abgeschlossen hatte. (Bei Kriegsende konnte er 76 Patente bzw. Patentanmeldungen vorweisen.) Seit 1925 war er mit Erika geb. Müller verheiratet, die „arisch“ war; das Ehepaar hatte drei Kinder. Nach dem Ende der NS-Zeit sagte Kallmann, dass er das Überleben einzig „der Umsicht und der Tapferkeit“ seiner Frau verdanke. Er wandte sich an die „Abwicklungsstelle des ehemaligen Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“, die ihn für den Einsatz an einer der Berliner Hochschulen „in Erwägung“⁹⁰ zog. Am 21. Juli 1945 wurde er vom kommissarischen Rektor der TH Berlin, Georg Schnadel, „aufgrund des Gutachtens der Fakultät für Allgemeine Wissenschaften“ „mit der Abhaltung

von Vorlesungen über das Fachgebiet Theoretische Physik“ betraut, „unter der Voraussetzung, dass der Magistrat Berlin die Zustimmung erteilt“⁹¹. Im September 1945 wurde er „mit der Verwaltung des Lehrstuhls für theoretische Physik der Technischen Hochschule Berlin beauftragt“⁹² (seit 1946 TU Berlin). Gleichzeitig kam er als Abteilungsleiter an „sein“ KWI zurück, das bis 1948 von Prof. Robert Havemann geleitet wurde.



Abb. II.18 a, b: „Diplomvater“ Hans Geiger (l.) und Doktorvater Hartmut Kallmann

Lieselott Herforth als Promovendin von Hartmut Kallmann

Bereits am 1. Januar 1947 trat Lieselott Herforth als Doktorandin von Professor Hartmut Kallmann in das KWI für Physikalische Chemie und Elektrochemie Berlin-Dahlem ein; sie gehörte ihm bis zum 31. Januar 1949 an. Hartmut Kallmann arbeitete derzeit an der Entwicklung eines Szintillationszählers, in diesem Umfeld vergab er am KWI und an der TU Dissertationsthemen. Vor Lieselott Herforth standen zwei große Probleme: sie arbeitete (zunächst) ohne Bezahlung, – und: sie musste organische Chemie „büffeln“. Hartmut Kallmann hatte ihr nämlich das Thema gestellt: „Fluoreszenz organischer Substanzen bei Anregung mit Alpha-, Beta-, Gamma-Strahlung“.⁹³ Immanuel Broser, an der TU tätig, bearbeitete ganz entsprechend die anorganischen Substanzen. Auch Ruth Warminsky, Brosers spätere Frau, arbeitete an der TU Berlin und war Promovendin von Kallmann.⁹⁴ Nach drei, vier Monaten konnte Lieselott Herforth bereits kleinere Ergebnisse vorweisen, die ihr zu einem Stipendium verhelfen. Und nach größeren Erfolgen erhielt sie – ganz überraschend für sie – ein Gehalt, sie war dann bis zu ihrem Ausscheiden aus dem KWI dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin (Magistratsangestellte) tätig.

Die welterste Publikation über die Anregung der Fluoreszenz von organischen Flüssigkeiten (konkret durch schnelle Elektronen) wurde von Lieselott Herforth und Hartmut Kallmann verfasst und erschien 1949 in den Annalen der Physik; den ersten Vortrag darüber hatte Kallmann aber schon 1947 gehalten, da lagen bereits die ersten Ergebnisse von L. Herforth vor.⁹⁵ Während ihrer Tätigkeit am KWI arbeitete Lieselott Herforth nicht nur an ihrer Dissertation. Sie griff auch Untersuchungen wieder auf, die sie 1943/44 bei Gerhard Hoffmann in Leipzig begonnen hatte, und fertigte daraus ihre erste Publikation: „Messung sehr geringer Ionisationen mit der Strömungsisolationskammer nach G. Hoffmann“, erschienen in Annalen der Physik 1 (1947). Außerdem schrieb sie für das Chemische Zentralblatt Referate über kosmische Strahlung.

Das sich selbst gestellte zeitliche Limit für die Abgabe der Dissertation konnte Lieselott Herforth um ein Vierteljahr unterschreiten, bereits am 13. September 1948, ihrem 32. Geburtstag, reichte sie ihre Doktorarbeit ein. Sowohl Professor Kallmann als auch Professor Stranski als 2. Gutachter (bzw. „Berichter“), beurteilten die Dissertation mit „Sehr gut“. In dem Gutachten Hartmut Kallmanns heißt es u. a.: „Die Arbeit bedeutet einen ganz wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der Leuchtstoffforschung.“

1. Die Arbeit zeigt, dass auch organische Leuchtstoffe im Gegensatz zu der bisher üblichen Auffassung bei Erregung durch Korpuskularstrahlen sehr erhebliche Lichtausbeuten aufweisen, die durchaus vergleichbar sind mit den Lichtausbeuten der bekannten anorganischen Leuchtstoffe.
2. Die Arbeit liefert uns die Kenntnis von dem Elementarprozess der Lichtanregung. Es handelt sich hier im Gegensatz zu den meisten anorganischen Leuchtstoffen um Prozesse, die in außerordentlich kurzer Zeit vor sich gehen.
3. Die Arbeit zeigt uns, dass die Lichtausbeute ganz wesentlich von den äußeren Bedingungen abhängt. Während im kristallinen Zustand eine sehr hohe Lichtausbeute vorhanden ist, sinkt die Lichtausbeute des geschmolzenen Zustandes auf einen verschwindenden Betrag herunter. Es wird ferner gezeigt, dass die Lichtausbeute nicht nur vom Aggregatzustand, sondern sehr erheblich auch davon abhängig ist, wie der Kristall sich bildet, ob durch Sublimation oder durch Erstarrung. [...]
4. Die Arbeit liefert die Grundlage für eine ganz neue Methode, einzelne Elektronen und Gammaquanten zu zählen. [...] Diese Messung der von einzelnen Elektronen erzeugten Lichtblitze stellt eine ganz fundamentale Erweiterung der bisherigen Messmethoden für solche Strahlenarten dar.

Ich schlage für diese ausgezeichnete Arbeit das Prädikat ‚sehr gut‘ vor.

H. Kallmann⁹⁶

Nachdem er alle bei ihm anstehenden Doktorprüfungen in die Wege geleitet hatte, reiste Kallmann in die USA, da er ein Angebot, seine „wissenschaftlichen Untersuchungen in Amerika fortzusetzen, angenommen“ hatte. Er bat, ihn ab Januar 1949 unbezahlt zu beurlauben, zunächst auf ein halbes Jahr, da auch der Vertrag erst einmal „nur auf ein halbes Jahr lautet“.⁹⁷ Allerdings hatte er die Absicht, dauerhaft in den USA zu bleiben und dort zu forschen. Die mündliche Prüfung Lieselott Herforth fand am 1. November 1948 statt unter dem Vorsitz von Professor D’Ans und unter (gutachterlicher) Mitwirkung des 1. und des 2. „Berichters“, Professor Kallmann und Professor Stranski, das Prüfungsprotokoll vom 1. Nov. hat neben den Professoren D’Ans und Stranski bereits Dr. Max Päsler in Vertretung von Professor Kallmann unterschrieben, der seine Reise schon angetreten hatte oder unmittelbar vor der Abreise stand. Lieselott Herforth hatte die Prüfung bestanden und erhielt das Gesamturteil „Gut“.⁹⁸

Einen seiner Gründe für den Fortgang teilte Hartmut Kallmann seinem Kollegen Professor Stranski, derzeit Dekan der Fakultät II für allgemeine Ingenieurwissenschaften der TU Berlin, in seinem Brief vom 21. Oktober 1948 mit. In dem Brief heißt es: „[...] Auf die Gründe meines Entschlusses möchte ich hier nicht im einzelnen eingehen. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben, der vielleicht für die ganze Technische Universität von Wichtigkeit ist: Meine Stellung als Ordinarius an der TU ist ohne Pensionsberechtigung, ist nicht lebenslänglich – obwohl an der Freien Universität, wie mir gesagt wurde, solche lebenslänglichen Berufungen jetzt ausgesprochen werden –, ja, ich habe nicht einmal einen festen Vertrag in dieser Stellung. Da aber unter den heutigen Verhältnissen irgendwelche Rücklagen nicht zu machen sind, so wird ja durch diese Umstände ein jeder, der irgend etwas zu leisten vermag und der eine Familie hat, gezwungen, sich nach einem Wirkungskreis umzusehen, der in der genannten Beziehung wesentlich günstigere Bedingungen bietet. Es ist kein Zweifel, dass die obengenannten Umstände mir meinen Entschluss wesentlich erleichtert haben.“⁹⁹ Als Vertretung seines Lehrstuhls schlug er Oberingenieur Dr. Max Päsler vor, den er seit 1945 als einen besonders tüchtigen und begabten theoretischen Physiker kennengelernt habe.

Die Umstände, die seinen Entschluss erleichtert haben, waren nicht die, die ihn zur Emigration trieben. Mit der entweder ganz fehlenden oder halbherzigen Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Gesellschaft im allgemeinen und in der Gemeinschaft der Physiker im besonderen konnte er – als Verfolgter des NS-Regimes – kaum zufrieden sein.¹⁰⁰ Seit 1948 lehrte und forschte er zwanzig Jahre als Professor der Physik an der New York University. 1968/69 war er ein Jahr Gastprofessor an der TU München; die letzten Lebensjahre verbrachte er in der BRD.

Am selben Tag¹⁰¹ wie Lieselott Herforth erwarb Ursula Martius, ebenfalls Promovendin von Hartmut Kallmann, den Doktorgrad. Wie Hartmut Kallmann, waren auch ihre Eltern und sie Verfolgte des NS-Regimes gewesen. Sie hatte ihren Unmut

über die mangelhafte Aufarbeitung der NS-Vergangenheit von Physikern offen artikuliert und Namen genannt. Ursula Martius-Franklin lehrte und forschte später in Kanada, als Professorin an der Universität Toronto.

<u>G l i e d e r u n g.</u>	
I.	Einleitung.
	<ol style="list-style-type: none"> 1. Die Fluoreszenz organischer Substanzen. 2. Problemstellung der eigenen Arbeit.
II.	Versuchsanordnung und Vorbereitendes.
	<ol style="list-style-type: none"> 1. Elektronenvervielfacher-Anordnung. 2. Vorbehandlung der organischen Leuchtstoffe. 3. Herstellung von Leuchtstoffschichten.
III.	Hauptversuche.
	<ol style="list-style-type: none"> 1. Die Fluoreszenzspektren von Naphthalin, Diphenyl, Phenanthren und anderen organischen Substanzen bei Anregung mit radioaktiven Strahlen. 2. Die Fluoreszenzanregung von kristallin-festem Naphthalin, Diphenyl, und Phenanthren bei kontinuierlicher Bestrahlung mit Alphateilchen, schnellen Elektronen und Gammastrahlen. <ol style="list-style-type: none"> a. Anregung mit Alphateilchen. b. Anregung mit schnellen Elektronen. c. Anregung mit Gammastrahlen. 3. Die Fluoreszenzanregung von Naphthalin, Diphenyl und Phenanthren bei verschiedenen Temperaturen. 4. Die Fluoreszenzanregung von Naphthalin, Diphenyl und Phenanthren in verschiedenen Aggregatzuständen. 5. Relative und absolute Ausbeuten. 6. Messung von Einzelimpulsen mit dem "Naphthalinzähler". 7. Messung der Energieausbeute von Elektronen an Naphthalin. <ol style="list-style-type: none"> a. Meßverfahren und Versuchsanordnung. b. Vorläufiges Meßergebnis.
IV.	Diskussion der Hauptversuche.
	<ol style="list-style-type: none"> 1. Zu den Fluoreszenzspektren. 2. Zur Anregung mit Alpha-, Beta- und Gammastrahlen. 3. Deutung der geringeren Ausbeute organischer Substanzen in flüssigem und erstarrtem Zustand. 4. Die Fluoreszenz in organischen und anorganischen Substanzen.
V.	Zusammenfassung.
VI.	Literaturverzeichnis.

Abb. II.19: Gliederung der Dissertation von L. Herforth

Gerade promoviert, sah sich Lieselott Herforth sofort nach einer geeigneten Arbeitsstelle um. Unter anderem bewarb sie sich am 18. November 1948 auf eine planmäßige Assistentenstelle bei der TU Berlin, die sie auch erhalten sollte – mit einer freien Planstelle vom Optischen Institut. Zeitweilig, und bis zum 18. Dezember, hatten die Vertreter des Betriebsrats der TU die Bearbeitung der Berufungs- und Anstellungsanträge verweigert, so war – eine Woche vor Weihnachten – ein Stau von 19 solcher Anträge entstanden, darunter war der von Lieselott Herforth. Die dort positiv entschiedenen Anträge waren dann noch dem Magistrat von Groß-Berlin vorzulegen. Am 30. Dezember teilte der Betriebsrat der Personalabteilung der TU mit, dass er gegen die Einstellung von Lieselott Herforth nichts einzuwenden habe. Doch diese hatte inzwischen (mit Brief vom 29. Dezember) ihre Bewerbung zurückgezogen. Sie hatte nicht länger warten können, da sie „durch den verschlechterten Gesundheitszustand“ ihres Vaters, „der ihn ab 1. Januar 1949 vorübergehend arbeitsunfähig macht“, gezwungen sei, eine ihr „gebotene Gelegenheit, an einem anderen Institut ab sofort zu arbeiten, anzunehmen“. Am 1. Februar 1949 teilte der Magistrat von Groß-Berlin, Abteilung für Volksbildung, Personalamt, der TU Berlin mit, dass er nach Prüfung der Personalunterlagen mit der Einstellung von L. Herforth als Wissenschaftliche Assistentin einverstanden sei. An diesem Tag, dem 1. Februar 1949, trat sie ihre neue Arbeitsstelle in Berlin-Buch an.¹⁰²